

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 14

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Fakultät Linz

Die „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufsätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel.

Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte in Maschinschrift einseitig beschrieben, spationiert (auch und besonders die Fußnoten) und in druckreifem Zustand einzusenden (eine Zusammenfassung, deren Umfang 10–15 Zeilen nicht übersteigen soll, ist sehr erwünscht).

Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertitel, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach LThK² und TRE richten. Biblische Namen (mit Ausnahmen) nach den Loccumer Richtlinien, Bibelzitate nach der deutschen Einheitsübersetzung. Hebräische Texte werden in Transkription gedruckt.

Anschriften der Mitarbeiter:

Prof. Dr. Ernst Baasland, Gydas Vei, 0363 Oslo, Norwegen

Prof. Dr. Udo Borse, Antoniusstraße 18, D-5357 Swisttal-Straßfeld

Prof. Dr. Peter Dschulnigg, Matthofring 19, CH-6005 Luzern

Prof. DDr. Heinz Giesen, Waldstraße 9, D-5202 Hennef (Sieg) 1

Dr. Georg Korting, Ludwigstraße 66, D-4790 Paderborn

Dr. Christoph Niemand, Bahnhofstraße 16, A-4550 Kremsmünster

Publiziert mit Unterstützung des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Für Abweichungen in der Zitierweise sind die Autoren verantwortlich.

© Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1989. Alle Rechte vorbehalten.

Bestelladresse:

Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt

A-4020 Linz, Bethlehemstraße 20 / Austria

INHALTSVERZEICHNIS

PETER DSCHULNIGG	
Der Hirt und die Schafe (Joh 10,1–18)	5
CHRISTOPH NIEMAND	
Bemerkungen zur literarkritischen Relevanz der minor agreements	25
GEORG KORTING	
Binden oder lösen	39
HEINZ GIESEN	
Hoffnung auf Heil für alle – Heilsgegenwart für die Glaubenden (1 Petr 3,18–22)	93
UDO BORSE	
Joh 20,8: österlicher oder vorösterlicher Glaube?	151
PETER DSCHULNIGG	
Gestalt und Funktion des Petrus im Matthäusevangelium	161
ERNST BAASLAND	
Cognitio Dei im Römerbrief	185
REZENSIONEN	
Bardy G., Menschen werden Christen (Fuchs) 285	
Bauer B., Kritik der Evangelien (Fuchs) 234	
Betz H. D., Galaterbrief (Fuchs) 264	
Beutler J., Habt keine Angst (Theobald) 256	
Böcher O., Johannesapokalypse (Fuchs) 275	
Böckmann P. W. – Kristiansen R. E., Context (Fuchs) 231	
Bovon F., Evangelium nach Lukas (Fuchs) 248	
Coulot C., Jesus (Giesen) 227	
Delitzsch F., Hebräerbrief (Fuchs) 271	
Delling G., Diasporajudentum (Niemand) 286	
Dobbeler S., Gericht und Erbarmen Gottes (Fuchs) 236	
Dormeyer D., Evangelium (Fuchs) 233	
Dschulnigg P., Rabbinische Gleichnisse (Fuchs) 288	
Ego B., Im Himmel wie auf Erden (Fuchs) 287	
Erlemann K., Das Bild Gottes in den synoptischen Gleichnissen (Fuchs) 237	
Ernst J., Portrait des Lukas (Kogler) 276	
Feldmeier R., Krisis des Gottessohnes (Fuchs) 246	
Frankemölle H., Evangelium (Fuchs) 232	
Fritz V., Kleines Lexikon der Biblischen Archäologie (Baldauf) 290	

Funk R. W., New Gospel Parallels (Fuchs)	220
Giesen H., Johannes-Apokalypse (Fuchs)	274
Gnilka J., Das Matthäusevangelium, II (Fuchs)	244
Gnilka J., Neutestamentliche Theologie (Fuchs)	223
Green J. B., Death of Jesus (Fuchs)	229
Hellholm D., Apocalypticism (Weißengruber)	280
Hoffmann P., Auferstehung Jesu (Fuchs)	224
Hoppe R., Epheserbrief. Kolosserbrief (Fuchs)	265
Klinghardt M., Gesetz und Volk Gottes (Fuchs)	253
Knoch O., Durch die Gnade Gottes (Fuchs)	261
Knoch O., 1. und 2. Thessalonicherbrief (Fuchs)	266
Kogler F., Senfkorn und Sauerteig (Schnelle)	277
Kremer J., Lukasevangelium (Hasitschka)	250
Kroon Kleijs H., Der Sturz der Hure Babylon (Fuchs)	275
Kügler J., Der Jünger, den Jesus liebte (Schnelle)	255
Lipinski M., Konkordanz zu den Thomasakten (Fuchs)	284
März C. P., Hebräerbrief (Fuchs)	271
Meyer I., Faszinierende Welt der Bibel (Fuchs)	289
Millard A. R., Schätze aus biblischer Zeit (Fuchs)	291
Niederwimmer K., Didache (Fuchs)	278
Osten-Sacken P. v. d., Die Heiligkeit der Tora (Giesen)	263
Pesch R., Apostelgeschichte, II (Fuchs)	258
Pratscher W., Der Herrenbruder Jakobus (Fuchs)	234
Radl W., Lukas-Evangelium (Fuchs)	252
Roloff R., 1. Timotheusbrief (Fuchs)	269
Ruckstuhl E., Einheit des Johannesevangeliums (Schnelle)	253
Ruckstuhl E., Jakobusbrief. 1.—3. Johannesbrief (Fuchs)	272
Sato M., Q und Prophetie (Fuchs)	239
Schenke L., Studien zum Matthäusevangelium (Fuchs)	246
Schlosser J., Le Dieu de Jésus (Giesen)	226
Schnackenburg R., Die sittliche Botschaft des NT, II (Fuchs)	225
Schnelle U., Wandlungen im paulinischen Denken (Fuchs)	262
Schweizer E., Theologische Einleitung in das NT (Hasitschka)	221
Stenger W., Gebt dem Kaiser (Fuchs)	283
Strecker G., Johannesbriefe (Fuchs)	273
Trilling W., Studien zur Jesusüberlieferung (Fuchs)	230
Untergaßmair F. G. — Kappes M., Wie wörtlich ist die Bibel zu verstehen? (Fuchs)	219
Uro R., Sheep Among the Wolves (Fuchs)	241
Wehnert J., Die Wir-Passagen der Apostelgeschichte (Fuchs)	259
Wolter M., Die Pastoralbriefe als Paulustradition (Fuchs)	267

REZENSIONEN

F. G. Untergaßmair - M. Kappes, Zum Thema »Wie wörtlich ist die Bibel zu verstehen?«, Paderborn 1987 (Verlag Bonifatius-Druckerei), 143 Seiten, kart. DM 13,50

Unter den vergleichbaren Einleitungen zum NT von ähnlichem Umfang und gleicher, praxisorientierter Zielsetzung gehört die vorliegende sicherlich zu den besten. Man merkt dem ganzen Überblick gründliche Auseinandersetzung mit dem dargestellten Stoff, jahrelange praktische Arbeit mit den Methoden und dementsprechend Klarheit und Ausgewogenheit an, die dem Leser sehr zugute kommen. Nach einem Abriss der Geschichte der Schriftauslegung und einem grundsätzlichen Abschnitt über die Einordnung der Exegese in den Hintergrund von Glaube und Kirche widmen sich die Autoren der historisch-kritischen Methode. Deutlicher als anderswo findet man eine notwendige Kritik am Mißbrauch der formgeschichtlichen Fragestellung, was auch terminologisch zu Konsequenzen führt: Die Verfasser möchten nicht mehr von formgeschichtlicher Methode, sondern »nur mehr von ›Form- und Gattungskritik‹ . . . sprechen« (56). Außerdem wird die Traditionskritik als eigenständig aus der Formgeschichte ausgegliedert. Anders als etwa noch bei H. Zimmermann - K. Kliesch wird auch dem religionsgeschichtlichen Vergleich ein selbständiger Platz eingeräumt. Überraschen wird, daß man unter den Wundern auch die Kategorie der Naturwunder findet, die man formal und theologisch wohl besser anderen Gesichtspunkten zuteilt, und daß die Verfasser noch nicht den Mut gefunden haben, die Irrtümer der Zweiquellenlehre beim Namen zu nennen und sich vom Konsens der irrigen Mehrheit zu verabschieden (vgl. das falsche Modell S. 53). Sehr informativ und brauchbar sind auch die Anhänge zur Kanongeschichte und zur Umwelt des NT sowie die Auszüge aus wichtigen kirchlichen Dokumenten. Knappe Erklärungen zur heutigen Gleichnisexegese und Sachworterklärungen beschließen das Buch, das man auch für Proseminare empfehlen kann.

Linz

A. Fuchs

R. W. Funk, *New Gospel Parallels, I: The Synoptic Gospels (Foundations and Facets, 5)*, Philadelphia 1985 (Fortress Press), 20+492 Seiten, geb.

Diese neue amerikanische Evangeliiensynopse erscheint in der Reihe *Foundations and Facets*, die sowohl für Wissenschaftler wie für einen breiten Leserkreis gedacht ist und in der, dem Titel entsprechend, Publikationen erscheinen sollen, die ebenso Werke von grundlegendem Charakter wie Spezialstudien umfassen. Im besonderen ist daran gedacht, die Erträge der modernen Linguistik dem Leser zugänglich zu machen und dafür neue Grammatiken und Lexika zu schaffen, wie z. B. eine Poetik der biblischen Erzählung, ein Handbuch der hellenistischen Rhetorik, eine systematische Hermeneutik, u. ä.

Dieser linguistische Hintergrund ist auch die Triebfeder für das Entstehen dieser Synopse, die wenig davon hält, synoptische Perikopen zeilenweise und Wort für Wort zu vergleichen, was der Verfasser abtut als »curious distribution of words or phrases along the column, in an effort to match them up, yet without being able to do so where the words or phrases in question vary in order« (XIII). Statt dessen ist er daran interessiert, Erzählstoffe *als ganze* miteinander vergleichen zu können. Das ermöglicht ihm auch, »to get much more text on the page« (aaO.)! So sehr der angeführte linguistische Gesichtspunkt etwas für sich haben mag, der Funk auch veranlaßt, den Text des Mt-, Mk- und Lk-Ev voll auszudrucken und die jeweiligen Parallelen daneben zu setzen, so sehr dokumentiert eine solche Ausdrucksweise andererseits auch, daß dem Autor der Wert einer solchen Anordnung verborgen geblieben ist, die aber eine wesentliche Voraussetzung für genaue vergleichende Studien und den Erfolg der redaktionsgeschichtlichen Forschung gewesen ist. Obwohl F. im großen und ganzen mit jener Perikopenunterteilung arbeitet, wie sie in anderen Synopsen üblich ist, weicht er doch gelegentlich davon ab, weil die Struktur eines Evangeliums von den »own narrative markers« bestimmt ist (XIII). So faßt er im ersten Evangelium als Segment 15 die Passage Mt 17,1–27 unter dem Stichwort »auf dem Berg« als Einheit zusammen, obwohl sich die Heilung eines dämonisch Besessenen Mt 17,14–20, die Leidensankündigung 17,22–23 und die Frage nach der Tempelsteuer 17,24–27 kaum unter diesem »Thema« zusammenordnen lassen, von Mt 17,9 ganz abgesehen. Zur Rechtfertigung seiner Segmentierung verweist er auf sein Buch »The Poetics of Biblical Narrative« (Fortress Press Philadelphia, bei Erscheinen der Synopse erst angekündigt), das dazu die nähere Begründung bieten soll, wenn er auch selber darauf hinweist, daß sich die Strukturierung je nach dem Stand dieser linguistischen Sparte ändern könne.

Von diesen Bemerkungen zur Anlage der Synopse und ihren Voraussetzungen

abgesehen, bietet sie reiches Vergleichsmaterial zum englischen Text der Revised Standard Version. Zu den Parallelen aus den Synoptikern selbst und aus Joh kommen zahlreiche Texte aus dem AT und besonders aus der apokryphen und frühchristlichen Literatur sowie aus Josephus und Philo. In der großen Zahl der angeführten Texte und in der Ausführlichkeit ihrer Wiedergabe, die weit über K. Aland und O. Knoch hinausgeht, dürfte der hauptsächliche Wert dieser Synopse liegen. Daß eine ganze Reihe von Skizzen, Karten, Tafeln und Bildern zur Chronologie, Abbildungen von Münzen, Tempel und Stadt Jerusalem etc. eingestreut sind, sei ebenso erwähnt wie die drei Anhänge, die eine größere Gruppe von Texten zusammenstellen zu den Themen Johannes der Täufer, die Zwölf und die Siebzig, und zu den Summarien und Überleitungen. Als praktische Sammlung vergleichbarer Texte für die jeweiligen Perikopen ist die Synopse auch für den nicht englischsprachigen Raum zu empfehlen.

Druckfehler: XIV u. 464: annunciation. Zur Seesturmperikope Mk 4,35–41 parr vermißt man den Ps 106 als Parallele.

Linz

A. Fuchs

E. Schweizer, Theologische Einleitung in das Neue Testament (Grundrisse zum NT: NTD, Ergänzungsreihe 2) Göttingen 1989 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht) 176 Seiten, kart. DM 26,—

Durch seine drei Bände zu den synoptischen Evangelien ist der Zürcher Neutestamentler dem Leserkreis der Kommentarreihe »Das Neue Testament Deutsch« bereits bekannt. In diesem Band der Ergänzungsreihe entwirft er eine theologische Einleitung in das Neue Testament, die sich sowohl von den geläufigen Einleitungen als auch von den üblichen Theologien des NT unterscheidet. Sie unterscheidet sich auch von der gleichfalls in dieser Ergänzungsreihe erschienenen Theologie des NT von W. G. Kümmel, die mehr an systematischen Fragen und Begriffen orientiert ist. Historische Einleitungsfragen bezüglich der Entstehung der einzelnen Schriften und des ntl. Kanons werden nur insofern erörtert, als sie wichtig sind für die Ermittlung theologischer Aussagen, die für den Glauben der Kirche wesentlich sind. Die theologischen Aussagen der einzelnen Schriften des NT werden zunächst in ihrer spezifischen Eigenart dargestellt unter Berücksichtigung der unterschiedlichen historischen Umstände und Situationen, in denen diese Schriften entstanden sind.

Darüber hinaus legt der Verfasser Wert darauf zu zeigen, wie in der Vielfalt der theologischen Stimmen innerhalb des NT im Grunde der eine Glaube bezeugt wird.

Im 1. Kapitel mit der Überschrift »Mündliche Überlieferung und erste schriftliche Fixierung« (11–52) rekonstruiert der Verfasser die frühesten Formen der Weitergabe der Jesustradition und der Christusbekenntnisse durch verschiedene Traditionsträger und die Vorstufen der Evangelienbildung. Er arbeitet die unterschiedlichen theologischen Akzente dieser Vorstufen (z. B. die Theologie der Logienquelle) heraus. Im 2. Kapitel (53–85) befaßt er sich mit Paulus, seiner Biographie und den sieben Briefen, die er persönlich verfaßt hat. Dabei werden jeweils zunächst die Entstehungsverhältnisse und Fragen der Einheitlichkeit der Briefe behandelt und anschließend ihre spezifischen theologischen Aussagen. Das 3. Kapitel (86–98) ist den Paulusschülern gewidmet. Ihrer Verfasserschaft werden Eph, 2 Thess, 1, 2 Tim, Tit, aber auch Kol zugeschrieben. Die Neuformulierung der paulinischen Botschaft durch seine Schüler in seinem Namen wird nicht nur als ein Zeichen für die bleibende Autorität des Paulus gesehen, sondern auch als ein Modell dafür, wie die überlieferte Botschaft unter Wahrung ihrer zentralen Inhalte in veränderten Situationen neu aktualisiert werden kann. Nach der Behandlung der übrigen Briefe (Hebr, Jak, 1, 2 Petr, Jud) im 4. Kapitel (99–114) werden im 5. die synoptischen Evangelien und die Apg dargestellt (115–140). Hat die theologische Einleitung zu den Briefen des NT die Bedeutung der Aussage erkennen lassen, daß Jesus der Christus ist, der universale Heilbringer, so wird in diesem Abschnitt der Akzent auf die Tatsache gelegt, daß eine konkrete historische Gestalt, Jesus von Nazaret, er und kein anderer, der Christus ist. Auch in diesem Kapitel werden zunächst kurz Einleitungsfragen bezüglich der Entstehung und des Aufbaues der einzelnen Bücher erörtert. Das Hauptinteresse gilt aber dem spezifischen theologischen Profil des Mk- und des MtEv sowie des lk Doppelwerkes. Zwei weitere Kapitel sind dem joh Kreis (JohEv und 1–3 Joh, 141–150) und der Offb (151–154) gewidmet.

Im Rückblick (155–158) befaßt sich der Autor mit der theologischen Bedeutung der Kanonbildung und hebt eine dreifache zeitliche Dimension der Botschaft des NT hervor: den Rückverweis auf die Vergangenheit, auf das Leben und Wirken Jesu und die Urkirche, die Gegenwartsbedeutung des NT aufgrund der Glaubensüberzeugung, daß Jesus als der erhöhte Kyrios auch in der Gegenwart wirkt, sowie die Ausrichtung auf die Zukunft in Verbindung mit der Hoffnung auf die Wiederkunft Jesu und die Vollendung des in ihm angebrochenen Heiles. Diese Sicht ist verbunden mit einem besonderen Gottesverständnis: Der Gott, der einst in Jesus von Nazaret gehandelt hat, ist der Lebendige, der sich treu bleibt und seine Verheißungen erfüllen wird. Glaubende Bindung an Jesus Christus – den irdischen, den erhöhten und wiederkommenden – schafft die Voraussetzung dafür, die theologische Botschaft des NT adäquat auslegen zu können, sie abzugrenzen gegenüber Fehlformen der Interpretation und sie immer neu zu aktualisieren.

In dieses Buch ist die Ernte jahrzehntelanger Lehr- und Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der ntl. Bibelwissenschaft eingebracht. Es ist darum nicht nur eine theologische Einleitung, sondern in gewisser Hinsicht auch eine »Summe«. Das merkt man deutlich z. B. bei der Behandlung des MkEv oder des Kol. Das zeigt sich auch in der sicheren Argumentation bei umstrittenen Einzelfragen und nicht zuletzt in der Auswahl der in den Anmerkungen erwähnten Spezialliteratur. Der Text dieses Buches ist stellenweise sehr komprimiert und er enthält eine Fülle von Verweisen auf Bibelstellen. Er stellt hohe Anforderungen an den Leser, insbesondere an jenen, der sich von diesem Buch eine erste Einleitung erwartet. In manchen Punkten kann man gewiß anderer Meinung sein als der Verfasser (z. B. hinsichtlich der Einschätzung der Weisheitsspekulation für die Christologie). Der Verfasser erhofft sich jedoch einen Leser, der ihn »nicht nur kritisch, sondern auch mit einem Schuß von freundlichem Humor liest, wo er Fehler entdeckt« (8). Auf gewinnende Art ermutigt er den Leser immer wieder, auf das NT selbst zu hören.

Innsbruck

M. Hasitschka

J. Gnilka, Neutestamentliche Theologie. Ein Überblick (NEB, Ergänzungsband), Würzburg 1989 (Echter-Verlag), 158 Seiten, kart. DM 32,—

In der Flut der Publikationen, besonders auch auf biblischem Gebiet, in dem die Spezialliteratur zu allen möglichen Bereichen immer unüberschaubarer wird, werden Zusammenfassungen und Überblicke immer notwendiger. Gnilka ist als Autor von zum Teil zweibändigen Kommentaren zu Mk, Mt und Joh und im paulinischen und deuteropaulinischen Gebiet durch seine Erklärung des Phil, Phm, Kol und Eph gewissermaßen prädestiniert, eine zusammenfassende Einführung in die verschiedenen ntl. Theologien zu geben. Weit weg etwa von der künstlichen Schablone der Kerygmatheologie, die für die Entwürfe Bultmanns und Conzelmanns bestimmend war, folgt G. der Entstehungsgeschichte der heutigen ntl. Schriften und ihrer Vorstufen (z. B. Q, Passion, Bekenntnisse und Hymnen, historischer Jesus), sodaß auch ihr auffallend unterschiedliches Gepräge hervortreten kann. Selbst wenn man im Detail anderer Meinung sein wird (R. Uro, *Sheep among the wolves*, Helsinki 1987) bestreitet z. B. mit beachtlichen Gründen, daß die Logienschrift einfach den charismatischen Wandermissionaren zugeordnet werden darf; auch in der Umfangsbestimmung werden nicht alle einverstanden sein; vgl. die Rezensionen zu Uro und

Sato in diesem Band), orientiert der Verfasser über das Wesentliche auf wenigen Seiten. Paulus bleibt schwierig, in seinen Briefen wie in seiner Theologie, was ein gutes Stück noch zu leistender Arbeit für die Exegese anzeigt. Vielleicht schafft die vom Verfasser geplante größere Theologie darin Abhilfe. Wegen seiner Knappheit und Beschränkung auf das Wichtigste ist das Buch auch als Lehr- und Studienbuch benützlich.

Man wartet gespannt auf die weiteren Ergänzungsbände der NEB, die angekündigt sind.

Linz

A. Fuchs

P. Hoffmann (Hg), Zur neutestamentlichen Überlieferung von der Auferstehung Jesu (WdF, 522), Darmstadt 1988 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), VII+499 Seiten, geb., Mitgliederpreis DM 59,—; Buchhandel DM 74,—

Dieser Sammelband mit Aufsätzen zur Auferstehung Jesu im NT hat ein heftig umstrittenes und immer noch in Diskussion befindliches zentrales Thema ntl. Wissenschaft zum Gegenstand. Es verwundert also nicht, daß trotz des nicht geringen Umfangs des vorliegenden Bandes nur ein sehr selektiver Querschnitt der historischen und der gegenwärtigen Diskussion zu den verschiedenen Detailproblemen der Gesamthematik berücksichtigt werden konnte. Wie in anderen Sparten der ntl. Exegese muß man ja auch hier feststellen, daß »die Zahl der Monographien und Aufsätze erschreckend zunimmt« (1), was zwar auf die Dauer doch dem Fortschritt der Sache dient, aber auf Seiten der »Konsumenten« auch zu Frustration führen kann. Hoffmann ordnet die Aufsätze nach zwei Gesichtspunkten, Beiträge zur Entstehung des Glaubens an die Auferweckung Jesu mit dem Schwerpunkt 1 Kor 15 (I) und solche zu den Ostergeschichten der Evangelien (II). Außerdem ist die Auswahl auf das 20. Jahrhundert begrenzt; den Abschnitt von Reimarus bis zum Beginn des 20. Jh. überbrückt der Herausgeber mit einem eigenen zusammenfassenden historisch-theologischen Referat. Im eigentlichen Berichtszeitraum ist die Diskussion u. a. von der religionsgeschichtlichen, formgeschichtlichen und redaktionsgeschichtlichen Fragestellung bestimmt, von der Auseinandersetzung um die Thesen Bultmanns und seiner Schule und — ohne daß sie in den Beiträgen berücksichtigt werden konnten — immer wieder auch durch die historischen Probleme. So hat der Leser nicht nur einen Querschnitt durch die Forschung zu einem Spezialgebiet des NT,

sondern zu einem guten Teil auch zur Geschichte der Exegese selbst in der Hand, der bei der beklagten Publikationsflut wie die gesamte Reihe der »Wege der Forschung« als Abkürzung für den »Eiligen« willkommen und nützlich ist. Für die Forschung selbst ist darüber hinaus die Bibliographie von Wert, die bis 1770 zurückgreift.

Nur nebenbei sei erwähnt, daß die Namen Alsup und Fortna wiederholt falsch geschrieben sind, z. B. S. 3, 5, 445, etc.

Linz

A. Fuchs

R. Schnackenburg, Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments, II: Die urchristlichen Verkündiger (HThK, Supplementband 2), Freiburg - Basel - Wien 1988 (Verlag Herder), 285 Seiten, geb. DM 56,—

Mit diesem zweiten Band der ntl. Ethik (vgl. I, 1986) ist die gründliche Umarbeitung des seinerzeitigen Handbuches der Moraltheologie (1954, ²1962) abgeschlossen und die Behandlung des Themas auf den neuesten Stand gebracht. Wie angekündigt, geht der Verfasser nicht thematisch vor, sondern untersucht die ntl. Schriften individuell und in chronologischer Reihenfolge. So begegnet man zuerst Paulus und damit den Themen Hoffnung, Ausdauer und Geduld, die die Christen inmitten einer Welt auszeichnen, die durch düsteres Versagen der Menschheit und Auflösung der sittlichen Ordnung gekennzeichnet ist. In den Deuteropaulinen kämpfen deren Verfasser verstärkt gegen die Gefahr der Angleichung an die heidnische Welt, während in den Pastoralbriefen die Ethik mit den hellenistischen Begriffen »Eusebeia« und »Rechtschaffenheit des christlichen Wandels« zum Ausdruck gebracht wird. In der von einer tiefgehenden Glaubenskrise und Verfolgung gekennzeichneten Gemeinde des Mk sind Glaube und Nachfolge gefordert, während Mt und Lk von den Schwierigkeiten einer länger bestehenden Gemeinde betroffen sind. Für Christen gilt der rechte Wandel vor Gott (Weg der Gerechtigkeit), der bei Lk im besonderen eine soziale Ausprägung hat. Nach der Erörterung der joh Ethik, die engstens mit der Christologie des Evangeliums verbunden ist, das in der Umgebung gnostisierender Gruppen seine typische Form erhielt, widmet sich ein längerer Abschnitt den bekannten Problemen des Jak. In diesem Kapitel werden vor allem die Beiträge von H. Frankemölle zur Pragmatik des Textes und von R. Heiligenthal zum jüdisch-hellenistischen Begriff der »Werke als Zeichen«

für den Glauben wirksam. Unter der Voraussetzung ihrer je individuellen Situation wird in 1 Petr, Hebr, Jud, 2 Petr und Offb christliches Leben in der Bedrängnis als Festhalten und Ausdauer im Glauben trotz Verzögerung der Parusie und feindlicher Diasporasituation verstanden, um nur den hervortretendsten Zug zu nennen. Ein Ausblick, der die ntl. Haltungen mit den Erfordernissen der heutigen Welt konfrontiert, bringt die Analysen zum Abschluß.

Dem Rezensenten scheint der größte Wert des Buches darin zu liegen, daß die sittliche Botschaft der einzelnen Schriften durch möglichst präzise Rekonstruktion des Sitzes im Leben von Verfasser und Adressaten dieser Schriften erarbeitet wird. In dieser Hinsicht merkt man auch überall den starken Einfluß der jüngsten Forschung, der vor allgemeiner und abstrakter Interpretation bewahrt und die sittliche Botschaft als allzeit *konkrete* hervortreten läßt. Man muß dem Verfasser dankbar sein, daß er für Ethik und Exegese neuerlich einen wichtigen Beitrag geleistet hat.

Linz

A. Fuchs

J. Schlosser, *Le Dieu de Jésus. Étude Exégetique* (LD, 129), Paris 1987 (Les Editions du Cerf), 281 Seiten, kart. ffr 146,—

Der Straßburger Neutestamentler behandelt in der vorliegenden Untersuchung das Gottesbild des irdischen Jesus. Dieses Thema, das in der Exegese weithin vernachlässigt wird, ist von zentraler Bedeutung, da der Christ an den Gott glaubt, wie ihn Jesus verkündigt hat. Und dieser Gott ist grundsätzlich kein anderer als der Gott Israels.

Im 1. Teil seines Buches (»Annäherungen«, 19–104) macht der Verfasser mit den indirekten (Metaphern, Partizipialumschreibungen, göttliches Passiv, indefinite Aussagen) und mit den direkten Bezeichnungen Gottes (Gott, Herr und Vater) vertraut und zieht die großen Linien des jesuanischen Portraits Gottes nach: Sein Anderssein, das rechte Verhalten ihm gegenüber (Glaube, Gebet, Gehorsam), das göttliche Handeln in der Zeit und dessen Qualität (Gericht, Heil), um schließlich die Zuverlässigkeit und Treue Gottes mit Hilfe der Auslegung von Mk 12,18–27 und Mk 4,26–29 aufzuzeigen.

Der 2. Teil (103–209) ist der Vaterschaft Gottes gewidmet. Zuerst fragt der Verf. nach der Benutzung des Vaternamens für Gott im AT, im hellenistischen und palästinischen Judentum. Dem folgen die Rede Jesu von seinem Vater und eine

Untersuchung der Gottesbezeichnung Abba durch Jesus. Dabei korrigiert er teilweise die These von J. Jeremias. So läßt sich nicht absichern, daß Jesus Gott geradezu immer Abba nennt. Wohl aber ist Jesus der einzige, der im zeitgenössischen Judentum Gott mit der aus der Kindersprache stammenden aber nicht mehr für Kinder reservierten Anrede Abba anredet. Abba drückt in der familiären Atmosphäre nicht nur Vertrauen, sondern auch Respekt aus. Wenn Jesus Gott Abba nennt, drückt das vor allem seine Unmittelbarkeit zu Gott aus, was erhebliche Konsequenzen für die Christologie hat.

Daß der Gott, den Jesus verkündigt, sich in seiner Zuwendung zum Menschen als solcher erweist, der gewohnte Harmonien zunichte macht, zeigt der Verf. im 3. Teil des Buches (211–260) durch seine Interpretation des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–15) und der Aussagen über die Feindesliebe (Mt 5,44f par). Wichtig und richtig sind auch die Beobachtungen des Verf., daß sich die Theologie Jesu von seiner Eschatologie, in der er die Gegenwärtigkeit der Herrschaft Gottes akzentuiert, nicht trennen läßt. In beiden wird die außerordentliche Güte Gottes betont. Neben der übersichtlichen Gliederung des Buches hilft ein Register der wichtigsten ntl. Stellen bei der Erschließung diese bedeutsamen Buches.

Hennef/Sieg

H. Giesen

C. Coulot, *Jésus et le Disciple. Étude sur l'Autorité Messianique de Jésus* (ÉtB, 8), Paris 1987 (J. Gabalda et C^{ie} Éditeurs), 480 Seiten, kart. ffr 290,—

Jesu Lehre bezeugt seine einzigartige Autorität. Er versteht sich als den Gesandten Gottes und verhält sich gleichsam als dessen Repräsentant. Norm für seine Autorität ist allein die souveräne Autorität Gottes. Diese ganz besondere Autorität zeigt sich auch, wenn die Tradition von der Beziehung Meister-Jünger spricht. Genau um diese Beziehung geht es der vorliegenden Untersuchung. Um sie zu erheben, bedient sich der Verf. der diachronischen Methoden (Literarkritik, historische Kritik, Untersuchungen des semitischen Substrats u. a.). Vorausgesetzt ist die Zwei-Quellen-Theorie.

Im 1. Teil der Arbeit untersucht Coulot die Logien über die Nachfolge (Mt 8,18–22 par Lk 9,57–62), die Logien vom Haß gegenüber der eigenen Familie und vom Paradox, sein eigenes Leben hinzugeben, die Geschichte vom reichen Mann

und die Lohnverheißung an den Jünger. Jesus verlangt von seinem Jünger den Bruch mit der eigenen Familie. Selbst Kindespflichten wie die Beerdigung des eigenen Vaters untersagt er. Auf die Sicherung des Lebensunterhaltes ist zu verzichten. Denn die Nachfolge Jesu bedeutet mit ihm leben, sein Geschick als eines Zurückgewiesenen teilen, was das Risiko mit sich bringt, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Dafür werden dem Jünger die Herrschaft Gottes und alle ihre Wohltaten und das Erbe des ewigen Lebens verheißen.

Im 2. Teil des Buches behandelt der Verf. die schon christologisch reflektierten Berufungsgeschichten. In der ersten Berufungsgeschichte (Mk 1,16–20 par Mt 4,18–22) ist Jesus typologisch als Elija und der Jünger als Elischa (1 Kön 19) dargestellt, den er nachahmt, indem er alles verläßt, sich in den Dienst des Meisters stellt und sein Werk fortsetzt. Ähnlich ist Levi nach Mk 2,13f als der neue Elischa im Dienst seines Meisters. Bei der Berufung des Petrus in Lk 5,1–11 erscheint Jesus und beauftragt ihn, wie Gott einst dem Mose, Jesaja und Ezechiel beauftragt hat. Petrus wird dazu bestimmt, Menschenfischer zu sein, wobei Lukas an die Stellung des Petrus unter den Zwölf in Jerusalem denkt.

Eine eingehende Analyse gilt schließlich den Jüngerberufungen im JohEv (1,35–51). Aus der synoptischen Wendung »jener, der nach mir kommt« schließt der Verf., Jesus sei in Johannesjünger gewesen; Jesu erste Jünger seien aufgrund des Johanneszeugnisses aus dem Täuferkreis gekommen. Dieses Urteil dürfte jedoch historisch kaum korrekt sein; die genannte Wendung dürfte ursprünglich vielmehr auf Gott zielen, der kommt, das Gericht zu vollziehen. Daß der Täufer Jesus als den göttlichen Gesandten erkannt hat, ist historisch ebenfalls schwierig zu verifizieren. Richtig ist die Feststellung, daß der joh Jünger als der, der an Jesus glaubt, Modell für den Christen wird. Richtig sind auch die Beobachtungen, daß die Art und Weise, wie Jesus seine Jünger beruft, Auskunft über seine Autorität gibt, und daß sie stets im Zusammenhang mit seiner Botschaft von der Herrschaft Gottes stehen.

Insgesamt hat Coulot eine memthodisch saubere Arbeit vorgelegt, die durch ihre historische Rückfrage zeigt, daß schon der irdische Jesus eine Jüngergemeinde um sich gesammelt hat. Ein Vergleich mit der Qumrangemeinde und mit den Rabbinen unterstreicht die unerhört einzigartige Autorität Jesu auch bei seiner Jüngerberufung. Dankbar ist der Leser für das ausführliche Stellenregister der benutzten biblischen und außerbiblischen Schriften.

J. B. Green, *The Death of Jesus. Tradition and Interpretation in the Passion Narrative* (WUNT, 2/33), Tübingen 1988 (Verlag J. C. B. Mohr), XVI+351 Seiten, kart. DM 98,—

Diese Monographie zur Interpretation des Todes Jesu in den Passionsgeschichten der Evangelien geht ursprünglich auf eine Dissertation des Autors an der Universität von Aberdeen bei Prof. I. H. Marshall zurück. Nach einem Abriß über den wissenschaftlichen Forschungsstand und Bemerkungen zur Arbeitsmethode vergleicht der Autor zuerst Mt, Lk und Joh mit Mk, geht dann formkritisch der Frage nach, ob der zugrundeliegende Passionsbericht aus einzelnen Stücken oder eher aus einer langen Komposition bestanden hat, und sucht zu ergründen, in welchem Milieu seine erste Formung denkbar ist. Nach diesem ersten, analytischen Teil (Kapitel 1–7) werden im zweiten die maßgeblichen theologischen Themen untersucht und summiert (Kapitel 8–9). Ein Anhang, der die Quellenrekonstruktion des Verfassers anschaulich machen soll, und ausführliche Stellenregister beschließen den Band. Ein Personenregister und vor allem ein Literaturverzeichnis fehlen leider.

Im ersten, kurzen Abschnitt zu Mt ist das Ergebnis klar: Der Evangelist geht von Mk aus und benützt keine anderen Quellen für seine Passionsgeschichte. Lk zeigt sich ebenfalls von Mk abhängig; darüber hinaus steht ihm aber eine weitere Sonderquelle zur Verfügung, die sich oft und eng mit Joh berührt. Dies ist neben anderem ein Grund dafür, hinter dem Lk Sondergut nicht eine Zahl von Einzelstücken, sondern eine zusammenhängende Passionstradition zu vermuten. Bezüglich Joh führen den Verfasser seine Beobachtungen zu dem Schluß, daß der 4. Evangelist nicht literarisch von den Synoptikern abhängig ist, die Struktur seiner Passionsgeschichte aber der des Mk sehr nahekommt. Dessen Passionstext erweist sich als kohärentes Ganzes, was auch die Thesen von einem spürbaren Bruch zwischen Mk 1–13 und 14–16 als unzutreffend entlarvt. Die formkritische Untersuchung fördert zutage, daß die Einzelperikopen voneinander abhängig sind und für sich genommen an Aussage verlieren, was ebenso wie das theoretische Schema von Leiden und Vergeltung für Kohärenz spricht. Als Sitz im Leben für die Entstehung des Ur-Passionsberichts sieht Green den Gottesdienst, im besonderen die Abendmahlsfeier. Als Hauptergebnis des 2. Teils stellt sich heraus, daß die früheste Fassung der Passionserzählung weitgehend frei war von soteriologischer Interpretation und statt dessen die Betonung darauf legte, daß Leiden und Tod weder dem Heilsplan Gottes noch der messianischen Sendung Jesu widersprachen. Erst später wurde der Stoff mit anderen Interpretationsmodellen angereichert, z. B. der Vorstellung vom leidenden Gerechten, vom Ebed Jahwe, vom Propheten und Martyrer, vom Tod »für uns«,

usw. Dieses theologische Profil bleibt weitgehend davon unberührt, wie die Quellenfrage beurteilt wird.

Dieser zuletzt genannte Punkt stellt eine gewisse Schwäche der Dissertation dar, da der Verfasser die in der gesamten Passionsgeschichte vorfindlichen Übereinstimmungen des Mt und Lk gegen Mk bei weitem unterschätzt, isoliert behandelt, zum Teil als textkritische Probleme einstuft oder in ihnen eine von Mk verschiedene Vorlage erkennt (vgl. z. B. 65.102.264 u. ö.). Es kann dann nicht ausbleiben, daß der Umfang der Lk Sonderquelle weit stärker anwächst, als unter Berücksichtigung dieses auf die Mk-Tradition (Dmk) weisenden Phänomens notwendig und gerechtfertigt erscheint. Daß damit nicht nur die Beschreibung der theologischen Eigenart dieser Sonderquelle des Lk stark präjudiziert, sondern auch der Vergleich mit Joh stärkstens davon betroffen ist, muß nicht eigens gesagt werden. In diesem für seine Untersuchung nicht unwesentlichen Punkt ist der Verfasser offenkundig von seinem Lehrer I. H. Marshall beeinflusst, der die agreements ebenfalls als einen Faktor abtut, dem angeblich keine übermäßige Bedeutung zukommt. Zu Unrecht, wie sich schon in vielen Arbeiten gezeigt hat, und zum Schaden dieser Studie.

Drucktechnisch hätte man sich gewünscht, daß Anmerkungen und philologische Untersuchungen nicht mit so winzigen Typen gesetzt worden wären, durch die das Leben stark erschwert wird. Im übrigen ist diese interessante Studie aber in klar verständlicher Sprache geschrieben, was das Erfassen der Argumentation wesentlich erleichtert.

Linz

A. Fuchs

W. Trilling, Studien zur Jesusüberlieferung (SBA, 1), Stuttgart 1988 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 368 Seiten, kart. DM 39,—

In rascher Folge erscheinen Bände der neuen Serie SBA, deren Grundstein mit dieser Aufsatzsammlung von W. Trilling gelegt wurde. Autor und Aufsätze eignen sich dazu in besonderer Weise, da der Verfasser mit seiner Monographie »Das wahre Israel« zu den bekannten Initiatoren der redaktionsgeschichtlichen Forschung zählt und auch sein übriges exegetisches Arbeiten maßgeblich zur Entwicklung der ntl. Wissenschaft beigetragen hat (2 Thess). Abgesehen von seinen Aufsätzen zu Mt bzw. zu den synoptischen Evangelien stehen Überlegungen zum Amtsverständnis im NT und ökumenische Aspekte im Mittelpunkt des Interesses. Ein

kurzes Sachregister ermöglicht auch das rasche Aufspüren übergreifender Zusammenhänge. Insgesamt ist das Unternehmen des Verlags zu begrüßen, wichtige Aufsatzsammlungen in einer drucktechnisch und preislich so leserfreundlichen Form zu veröffentlichen. Mit Trilling ist ein guter Anfang gesetzt.

Linz

A. Fuchs

P. W. Bøckman – R. E. Kristiansen (Hgg), *Context* (= Fs. P. J. Borgen), Trondheim 1987 (TAPIR), 238 Seiten, kart.

P. Borgen ist in der exegetischen Welt durch seine Monographie zu Joh 6 und zwei Aufsatzbände zu Paulus und Joh sowie durch seine Studien zum antiken Judentum, besonders Philo, bekannt geworden. Andererseits ist er seit langem als aktives Mitglied seiner methodistischen Kirche tätig, sodaß es nicht verwundert, daß Freunde und Bekannte aus Exegese und Kirche verschiedene Beiträge zu seinem 60. Geburtstag verfaßt und zusammen mit seiner Bibliographie in dieser Festschrift veröffentlicht haben. Hier können nur die englischen und deutschsprachigen Aufsätze aus dem biblischen Bereich erwähnt werden. C. K. Barrett schreibt über den Konsens, der in der Kirche des Lk zur Zeit der Abfassung der Apg herrschte, und die vorausgehenden tiefgehenden Differenzen (19–33), W. Klaiber von der methodistischen Hochschule Reutlingen behandelt Theorie und Praxis paulinischer Gemeindearbeit (89–106), von I. H. Marshall stammen »Some observations on the covenant in the New Testament« (121–136), und schließlich sind noch die Aufsätze »Rhetorical argument about lamps and light in early Christian gospels« (177–195) von V. Robbins und »Jesus as a faction leader« (197–211) von T. Seland zu erwähnen. Für die Bibelwissenschaft wäre es natürlich wünschenswert, wenn auch die Beiträge der übrigen Autoren (u. a. L. Hartman, E. Larsson, B. Olsson, H. Riesenfeld) auf deutsch oder englisch zugänglich gemacht würden, da sie sonst doch eher »verborgen« als »veröffentlicht« sind. Abgesehen davon hat sich die skandinavische Exegese aber mit diesem Band einmal mehr positiv bemerkbar gemacht, sodaß man den weiteren Publikationen des Jubilars und seiner Kollegen mit Interesse entgegen sieht.

Linz

A. Fuchs

H. Frankemölle, *Evangelium. Begriff und Gattung. Ein Forschungsbericht* (SBB, 15), Stuttgart 1988 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 255 Seiten, kart. DM 39,—

Diese in manchen Passagen nicht ganz leicht lesbare, bisweilen stark von linguistischen Rücksichten bestimmte Studie geht der Frage nach, in welchem Verhältnis der Begriff Evangelium als »Inbegriff der (mündlich oder schriftlich tradierten) Botschaft des christlichen Glaubens« (1) zur literarischen Gattung der Evangelien steht, wie sie im NT enthalten sind. Außer Betracht bleibt, ob etwa das MkEv als das älteste der Gattung mit antiken Literaturformen wie Aretalogie, Roman, Drama, Biographie und Geschichtsschreibung angemessen verglichen werden kann. In der Geschichte der Forschung hat man den Begriff teilweise aus der hellenistisch-römischen Kaiserverehrung (Inschrift v. Priene) abgeleitet oder seine Wurzeln in Jes 61,1f gesehen. In jüngster Zeit wurde die Debatte verschärft, weil Evangelium (als mündliche Heilsbotschaft) einseitig mit dem Kerygma von Tod und Auferstehung identifiziert wurde, da die ersten Christen darüber hinaus den Worten und Taten Jesu oder anderen Ereignissen seiner Geschichte keine Heilsbedeutung zugesprochen hätten. Frankemölle weist aber nach, daß an Stellen wie 1 Thess 1,5–2,9; Röm 1,1–4; Mk 1,15; 8,35; 10,29; 13,10 und 14,9 hellenistische Missionare schon vor Paulus und vor Mk andere Inhalte als das Kerygma mit dem Begriff Evangelium bezeichnen und daß von diesen narrativen Elementen ein Weg zur späteren literarischen Form Evangelium führt. Ohne daß es ausdrücklich zum Thema gemacht wäre, werden die Übertreibungen jener Richtung zurückgewiesen, für die vor lauter Kerygma der historische Jesus fast überflüssig geworden war, in eklatantem Widerspruch zu den Evangelien selbst (vgl. S. Schulz, der diese Evangelien für »eine überflüssige, letztlich unbegreifliche und vor allem theologisch überholte Spielart der Evangeliumsverkündigung« hält [16]). Als monographische Darstellung der Forschungsgeschichte bezüglich des zentralen Begriffs des christlichen Glaubens und in der kritischen Auseinandersetzung mit ihr leistet sie einen klärenden Dienst, der seinen Nutzen für kontroversielle Positionen nicht vermissen lassen wird.

D. Dormeyer, *Evangelium als literarische und theologische Gattung* (EdF, 263), Darmstadt 1989 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), VII+200 Seiten, kart. DM 33,50

Hervorgegangen ist dieser monographische Querschnitt ursprünglich aus einem zusammen mit H. Frankemölle veröffentlichten Aufsatz »Evangelium als literarische Gattung und theologischer Begriff« in ANRW II, 25/2, 1545–1705. Während Frankemölle vor allem der Frage nachging, wie es vom mündlichen Begriff zur literarischen Gattung Evangelium kam und welche Thesen die Forschung dazu vertreten hat (»Evangelium. Begriff und Gattung, Stuttgart 1988), hat sich Dormeyer dem anderen Problem gewidmet, mit welchen antiken Gattungen die literarische Gestalt »Evangelium« verglichen werden könne und wie die vier kanonischen Evangelisten selbst ihre Schriften jeweils theologisch verstanden. D. wendet sich nach kurzen Bemerkungen zur Patristik der Gattungskritik der Aufklärung zu. Nach den literaturgeschichtlichen Hypothesen des 19. Jh. nehmen die formgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Fragestellung breiten Raum ein. Sehr ausführlich ist das letzte Kapitel geraten, das sich mit Fragestellungen der Gegenwart befaßt. Ausgiebig werden hier textlinguistische und textpragmatische Entwürfe vorgelegt und kritisiert, ebenso das Modell der antiken Aretalogie, der historischen Biographie etc. Nicht zuletzt kommt die Fragwürdigkeit und Unausgereiftheit vieler Thesen ans Licht, was in der Zusammenstellung noch mehr beeindruckt als bei der einzelnen publizierten These. Wiederholt sind die vorgeschlagenen »Lösungen« nur das Spiegelbild der jeweiligen Zeitströmung oder des theologischen bzw. untheologischen Standpunkts ihrer Verfasser. Bei allem Interesse, das ein solcher Querschnitt verdient, ist der Beitrag der Gattungsforschung zum Verständnis der Evangelien, soweit er über traditionelle Versuche hinausgeht, bisher eher gering, sodaß noch viel Arbeit anzustehen scheint. Als Überblick über Vergangenes und Anfang auf einem schwierigen Weg ist das Buch aber eine willkommene Orientierung.

B. Bauer, Kritik der Evangelien und der Geschichte ihres Ursprungs. 4 Teile in 2 Bänden. Teil 1–2: Nachdruck der Ausgabe Berlin 1851, XVI+336 und 295 Seiten; Teil 3 und 4: Nachdruck der Ausgabe Berlin 1851–52, 340 und 148 Seiten; Teil 4 unter dem Titel: Die theologische Erklärung der Evangelien, Aalen 1983 (Scientia Verlag), geb. DM 245,—

Bruno Bauer (1809–1882) ist in die Geschichte der Exegese als jener radikale Bibelkritiker eingegangen, der nicht nur in Widerspruch zu vielen zeitgenössischen Ansichten über die Exegese des NT stand und als Folge davon aus dem Lehramt entfernt wurde, sondern der auch trotz seiner Beschäftigung mit der Bibel zum Atheisten wurde. Trotzdem ist es begründet, sein Werk neu zugänglich zu machen, weil einerseits eine historische Wissenschaft, wie es die Exegese ist, den Gang der eigenen Geschichte nie außer Acht lassen darf und weil andererseits in den Analysen Bauers viele Beobachtungen stecken, die von bleibendem Wert sind; man muß ja nicht dieselben Konsequenzen ziehen wie er. Immer wieder stellt man in seiner Interpretation fest, daß der Verfasser sich mit Fragen und Problemen rauft, für die erst die formgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Forschung dieses Jahrhunderts eine angemessene Erklärung erarbeitet haben, bzw. daß er sich der Einwände vor allem einseitig historisch argumentierender Gegner kaum erwehren kann. Unbeschadet der manchmal recht abstrakt und philosophisch klingenden Sprache des 19. Jh., die seine Ausdrucksweise prägt, sind seine Erläuterungen auch heute in vielen Fällen anregend und eine Warnung davor, sich allzu selbstverständlich oder unkritisch vertrauten Auffassungen anzuschließen. Im Sinn einer solchen kritischen Herausforderung leisten die oft helllichtigen Schriften B. Bauers auch heute noch einen wertvollen Dienst.

PS: Das Besprechungsexemplar wurde erst vor kurzem der Redaktion zugesandt.

Linz

A. Fuchs

W. Pratscher, Der Herrenbruder Jakobus und die Jakobustradition (FRLANT, 139), Göttingen 1987 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 315 Seiten, geb. DM 78,—

Ein Blick in frühchristliche Traditionen bezüglich der Gestalt und des Einflusses des Herrenbruders Jakobus zeigt ein vielfältiges und zum Teil widersprüchliches Bild. Die Evangelien halten die Erinnerung an die dem öffentlichen Auftreten Jesu

gegenüber ablehnende Einstellung der Verwandtschaft Jesu fest; Paulus und die Apg sind am Weg des Evangeliums *weg* von Jerusalem interessiert, sodaß Funktion und Bedeutung des Jakobus auch bei ihnen nicht thematisch behandelt werden. Legende und Verehrung der verschiedensten urkirchlichen Richtungen wachsen und wuchern, weithin das Spiegelbild von deren Interessen. Grundgelegt scheint die Entwicklung durch 1 Kor 15,7 mit der dort erwähnten Erscheinung des Auferstandenen vor Jakobus und dem von manchen Exegeten dem Text entnommenen Kontrast zu Petrus (vgl. V. 5), abgeschlossen und bestätigt durch die bald als Martyrium verstandene Hinrichtung im Jahr 62. Gal und Apg bezeugen die große Thora-treue des Jakobus, die aber nicht mit der Position der antipaulinischen Judaisten zu verwechseln ist, wie Jakobus selbst auch nie ein Feind des Paulus, sondern weit mehr ein Mann des Ausgleichs mit kirchenpolitischem und theologischem Weitblick war. Das Judenchristentum entfernt sich in seiner Sicht weit vom NT und projiziert die Rolle des Jakobus in seiner Spätzeit zurück an den Anfang. Jakobus wird vom Auferstandenen selbst als Bischof von Jerusalem eingesetzt, er ist der wahre Priester Israels, er ist der Gerechte und der Leiter der Gesamtkirche, nicht nur Jerusalems. In den Pseudoklementinen wird er zum Bischof der Bischöfe, dem sogar Petrus unterstellt ist; er ist der eigentliche Missionar und antipaulinisch orientiert. Die Gnosis macht ihn zum Vermittler der Offenbarung und *vicarius Christi*, der diesmal antijüdisch und antipetrinisch ausgerichtet ist. In der Großkirche wird er wieder domestiziert; er ist zwar der erste Bischof von Jerusalem, aber eben nicht der Gesamtkirche, und von den Aposteln eingesetzt. Er ist orthodox und antignostisch, sein Leben heiligmäßig. Schließlich werden wegen seiner Autorität Schriften in seinem Namen verfaßt, die *Epistula Jacobi Apocrypha* und die zwei Jakobusapokalypsen von Nag Hammadi, das Protoevangelium des Jakobus und der ntl. Jakobusbrief, der in traditionsgeschichtlichem und vielleicht sogar persönlichem Zusammenhang mit Jakobus steht.

Man folgt dem Verfasser, der hier seine Wiener Habilitationsschrift von 1985/86 an der ev. theol. Fakultät (Prof. K. Niederwimmer) vorlegt, mit Interesse auf dem weiten Gang durch die vielen Felder der Geschichte, der Tradition und der Forschung und gewinnt den Eindruck, aufs Ganze gesehen eine kompetente Studie zum Thema Jakobus in der Hand zu haben, die Abstand hält von manchen Extremen der Vergangenheit und verschiedene Einseitigkeiten zurechtrückt. Das belastete Verhältnis Paulus und Jakobus ist durch eine maßvolle Arbeit in ruhigeres Fahrwasser geraten, zum Vorteil beider und der ntl. Wissenschaft.

St. v. Dobbeler, *Das Gericht und das Erbarmen Gottes. Die Botschaft Johannes des Täufers und ihre Rezeption bei den Johannesjüngern im Rahmen der Theologiegeschichte des Frühjudentums*, Frankfurt 1988 (Athenäum-Verlag) (BBB, 70), 258 Seiten, geb. DM 58,—

Man legt diese an der kath. theol. Fakultät Bonn eingereichte Dissertation (1987, H. Merklein) mit sehr gemischten Gefühlen aus der Hand. Es ist einerseits nicht zu bestreiten, daß die Verfasserin imstande ist, sich selbständig mit verschiedenen Problemen und Sachbereichen auseinanderzusetzen; andererseits zeigt sich besonders im literarkritischen Teil bei der Rekonstruktion der Ausgangsbasis eines guten Teils ihrer Abhandlung eine starke Autorengläubigkeit und das Fehlen methodischer Präzision oder sachlich genauer Beobachtungen, die es ihr gestatten würden, sich aus einem zugegebenermaßen dichten Hypothesengestrüpp zu befreien. So interessant und informativ z. B. der Abschnitt über die traditionsgeschichtliche Einordnung des Täufers (Einfluß des deuteronomistischen und vor allem des apokalyptischen Geschichtsbildes) und die Interpretation von Mk 6,17–29 als Martyrium des wiedergekommenen Elia sind, so unzuverlässig und irreführend stellt sich die Rekonstruktion des Grundtextes der Umkehrpredigt des Johannes Mt 3,7–12 par Lk 3,7–9.16f dar. Bereits bei der Erläuterung des methodischen Vorgehens (32–39) sind die Weichen gestellt. In Übereinstimmung mit P. Hoffmann, H. Schürmann, A. Polag, S. Schulz und ihrem Lehrer H. Merklein, von denen sie stark beeinflusst ist, wird Mt 3,7–12 par trotz gravierendster, aus dem synoptischen Sachverhalt ableitbarer entgegenstehender Gründe mit Q identifiziert (32) und aus dieser Überlieferung im Vergleich mit Mk 1,1–8 »eine ihnen gemeinsam zugrunde liegende Tradition« (aaO.) rekonstruiert. Alles weitere (43–60) ist eigentlich nur das mühsame Unterfangen, die zahlreichen Verflechtungen des Textes in dieses Korsett zu zwängen, auch wenn es nicht geht. Wie es die selbstgewählte Zwangsjacke bzw. die stellenweise Parallelität des »Q«-Stoffes (z. B. Mt 3,1–3 par Lk 3,2b–4; vgl. S. 43) mit Mk (1,2–4) verlangt, beginnt dementsprechend auch Q ohne jede Schwierigkeit mit einem Erzählstoff über Johannes den Täufer, auch wenn Q nach der Zweiquellenlehre eigentlich nur Redestoff umfassen sollte. Mt 3,11 wird mit wenigen Änderungen trotz stärkster Mk-Verwandtschaft ebenfalls der Logienquelle zugeschrieben (51f) und schließlich Mk 1,7f für jünger erklärt als die Parallelen bei Mt und Lk (55). Bei diesen und weiteren Fällen handelt es sich zwar nur um die Wiederholung alter, kaum mehr ernsthaft geprüfter Standardaxiome und die Unkenntnis neuer Positionen dazu, die diese Auffassung gründlich in Frage stellen (vgl. z. B. »Die Überschneidungen von Mk und »Q« nach B. H. Stree-

ter und E. P. Sanders und ihre wahre Bedeutung [Mk 1,1–8 par.]«, in: Wort in der Zeit (= Fs. K. H. Rengstorf), Leiden 1980, 28–81). Aber das war schon manchmal das Schicksal einer Theologie im elfenbeinernen Turm, die riskiert, wissenschaftlich nicht ganz orientiert zu sein, weil sie wichtige Sachfragen ausgrenzt und in der Literaturverarbeitung mehr Modetrends verhaftet als von umfassender Kenntnis bestimmt ist.

Trotz dieser Mängel stellt diese Dissertation aber vor allem in traditionsgeschichtlicher Hinsicht einen wertvollen Beitrag zu einer biblischen Gestalt und ihrer Verkündigung dar, die der heutigen Exegese immer noch schwer faßbar sind, so sehr sie für die ersten Christen von Bedeutung waren.

Das Buch enthält zahlreiche Schreib- und Satzzeichenfehler im deutschen und griechischen Text; an einigen Stellen fehlen griechische Wörter.

Linz

A. Fuchs

K. Erlemann, Das Bild Gottes in den synoptischen Gleichnissen, Stuttgart - Berlin - Köln - Mainz 1988 (BWANT, 126) (Verlag Kohlhammer), 308 Seiten, kart. DM 78,—

Man kann sich nicht darüber beklagen, daß das Feld der Gleichnisforschung in den letzten Jahren brach gelegen und keine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Namen wie E. Linnemann, H.-J. Klauck, H. Weder, W. Harnisch, G. Baudler oder – von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus – F. Kogler zeigen vielmehr, wie die Gleichnisforschung als ganze bzw. die Betrachtung einzelner Stücke in Bewegung gekommen ist. Die Sicht von A. Jülicher und J. Jeremias, die so stark und wesentlich an den historischen Jesus gebunden war, hat anderen Fragestellungen nachgeben müssen, die sich mehr für die Sprachgestalt der Gleichnisse, ihren Charakter als Metaphern oder als Sprachgeschehen etc. interessieren. Die vorliegende, für den Druck nochmals überarbeitete Heidelberger Dissertation von 1986 (Prof. K. Berger) schließt sich diesem Trend an.

Schon in der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, daß »die Rekonstruktion der ›Urgestalt‹ der Gleichniserzählungen . . . sich als ein in methodischer Hinsicht äußerst problembehaftetes Unterfangen« herausstelle (21). Nach heutiger Erkenntnis trifft es ja nicht zu, daß man aus den späteren allegorischen und anderen Erweiterungen und Verfremdungen der ntl. Gleichniserzählungen die ursprüngliche reine Form herausarbeiten dürfe, die damit auch den historischen Jesus wieder unter

der kirchlichen Übermalung ans Tageslicht brächte. »Die hinter der hermeneutischen Aufwertung der ›Urgestalt‹ stehende Anschauung von einer situationslosen und -unabhängigen Lehre des historischen Jesus ist ein Vorurteil, das sich nicht bestätigen läßt« (21f). Es liegt auf dieser Linie, wenn Erlemann versucht, »die synoptische Gleichniserzählung in ihrem literarischen Kontext zu erfassen« (24), und traditionsgeschichtliche und historische Fragen weitgehend ausblendet. Er versteht Gleichnisse nicht als »Illustration der βασιλεία, sondern (als) Mittel zur Beschreibung der Wirklichkeit ... mit dem Ziel der Verhaltensänderung. Lehrhafte, argumentative und pragmatische Funktion sind miteinander verschränkt« (25). Dementsprechend ist das Bild Gottes, das sich in den Gleichnissen abzeichnet, nicht umfassend und theoretisch, sondern fragmentarisch und situationsbedingt. »Verkündigung als kommunikatives, historisch bedingtes und einmaliges Geschehen schließt den Anspruch auf ›Vollständigkeit‹ oder ›Einheitlichkeit‹ aus« (51). Man muß statt dessen darauf gefaßt sein, daß »das Anliegen der Evangelisten mehr zukunftsorientiert, mehr auf die Änderung bestimmter Verhaltensweisen ihrer Adressaten gerichtet« (50) sein könnte als auf eine vollkommene Lehre Jesu über Gott. Konkret bedeutet dies z. B., daß Mt 20,1–16 nur auf die Gemeindesituation hin ausgelegt wird und die Ersten und Letzten dort gesucht werden: »Als Adressaten auf der Gemeindeebene kommen somit Gemeindemitglieder der ›ersten Stunde‹ in Betracht, die den später Hinzugekommenen aufgrund mißgünstiger, auf den eigenen Vorrang bedachten (!) Haltung, die Anerkennung verweigern« (103). Ganz allgemein ist »die Lehre von der ›βασιλεία τοῦ θεοῦ‹ ... nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Aufarbeitung der ... Gemeindeprobleme« (265). Dabei hat Mt eine Gemeinde vor sich, die noch in lebendiger Auseinandersetzung mit dem Judentum steht und Gegensätze zwischen Guten und Bösen, Gerechten und Sündern, Ersten und Letzten, Klugen und Törichten und Engagierten und Trägen zu überwinden sucht, während Lk vor allem kultische und soziale Probleme zu bewältigen hat. Judenchristen wenden sich gegen »minderwertige« Heidenchristen und finanziell Begüterte und Gesicherte gegen sozial Schwache und Arme. Beide Evangelisten benützen das Gottesbild, um dieser Probleme Herr zu werden (vgl. 266f). Ohne auf weitere Einzelheiten eingehen zu können, ist wohl nicht zu bestreiten, daß die gezielte Frage nach der jeweiligen Funktion des Gottesbildes in den synoptischen Gleichnissen sich als fruchtbare Methode erweist, auch wenn damit ein traditionsgeschichtliches und historisches Fragen noch immer nicht erledigt ist. Gerade wenn sie sich auf Redaktionsebene als sinnvoll erweist, könnte sie auch für frühere Stufen der Entwicklung ertragreich sein.

M. Sato, Q und Prophetie. Studien zur Gattungs- und Traditionsgeschichte der Quelle Q (WUNT, 2/29), Tübingen 1988 (Verlag J. C. B. Mohr), XII+437 Seiten, kart. DM 89,—

Diese umfangreiche Studie geht auf eine Dissertation des Verfassers an der Universität Bern zurück (1984/85, Prof. U. Luz) und versucht, die Frage nach der literarischen Gattung von »Q« zu beantworten. Wenn man die Ergebnisse zusammenfaßt (vgl. 409–411), so versteht Sato Q als »eine Art ›Prophetenbuch‹, hinter dessen Gestaltung ein traditionell-prophetisch bestimmter Nachfolger-Kreis Jesu stand« (409). Die Entstehung sieht der Autor in mehreren schriftlichen Stadien; Mt und Lk hatten verschieden gestaltete und verschieden umfangreiche Exemplare zur Verfügung. Die Passionsgeschichte fehlt nicht zufällig und rätselhafterweise, sondern analog zu den Prophetenschriften, in denen auch der Tod des Propheten nie Erwähnung findet (383). Die Weitergabe der Worte Jesu durch Mitglieder der Q-Bewegung und die Bildung prophetischer Worte durch sie hat ein Vorbild bei atl. Propheten und ihren »Schulen«. Der entscheidende Unterschied liegt darin, daß hinter den Worten Jesu die Autorität des Menschensohnes und Weltrichters steht, als den ihn die Q-Tradenten identifizierten und wie Jesus sich selbst schon anfanghaft verstanden hatte (374). Diese Tradenten, Wandercharismatiker ohne Besitz und Familie, kommen zum wesentlichen Teil aus dem vorösterlichen Jüngerkreis Jesu, der sich sowohl durch seine Jüngerberufungen wie seine Jüngeraussendungen von den Schriftpropheten unterscheidet. Nur Elia (1 Kön 19,19–21) bildet hier eine bedeutsame Ausnahme. Für S. ist es unwahrscheinlich, daß Mk die Quelle Q kennt, obwohl er durch diese Annahme in ein Dilemma gerät. Mit seinem Lehrer U. Luz weist er darauf hin, »daß zwischen Q und den vormarkinischen Überlieferungen ein markanter Unterschied der theologischen Auffassung vorliegt« (384), andererseits stellt er aber eine auffallende Verwandtschaft zwischen Mk 1,(2).3–15 und Lk 3,(2–4?).7–9.16f.21f; 4,1–13 par Mt fest, was er ohne Schwierigkeit Q zuordnet, sodaß es doch »in einzelnen Fällen . . . wohl Berührungen bzw. Wechselbeziehungen« (aaO.) gab. Mit der Jerusalemer Gemeinde läßt sich der Q-Kreis nicht identifizieren, weil im zugehörigen Material weder die Zwölf noch die Christusbezeichnung (vgl. 1 Kor 15,3) noch der Sühnetodgedanke (1 Kor 15,3–5) vorkommen, und auch die Gegner des Paulus im 2 Kor eignen sich nicht dafür, weil sich diese zum Unterschied von den Q-Missionaren als Apostel verstanden und darauf pochten. Aufgrund der immer stärker werdenden endzeitlichen Gerichtsbotschaft in Q sind sie als eigenständige Gruppe zu sehen, die sich an Israel gesandt weiß und sich wegen der Erfolglosigkeit der Mission vom Judentum trennt. Ein intensiver Ver-

gleich mit den Mikrogattungen der atl. Prophetenbücher (108–302) zeigt Q als Prophetenbuch und die Tradenten als bewußt prophetische Bewegung im Zusammenhang mit seßhaften Anhängergemeinden. — Mit dieser Charakteristik gibt S. im großen und ganzen das traditionelle Bild von »Q« wieder, nur sein Vergleich mit den atl. Schriftpropheten setzt neue Akzente.

Wie kommt der Verfasser nun zu seinen Ergebnissen? Schon relativ bald merkt man, daß er in manchem in alten Geleisen fährt. Wie bereits erwähnt, rechnet S. mit einem biographischen Anfang von Q, da er den Stoff Johannes der Täufer, Taufe Jesu, Versuchungen fast selbstverständlich dazuzählt (vgl. S. 2.4.21.25.33.35f. 89.111.113.126.384 usw.). Ohne Schwierigkeit gelangt er so zu der altbekannten Auffassung von Q als einem Halbevangelium (2), was ihm auch dadurch noch erleichtert wird, daß er die Beelzebuldiskussion — ebenfalls ohne irgendeinen Zweifel — seinem Material eingemeindet (vgl. S. 11.19.39.132 usw.). Auch das Doppelgleichnis von Senfkorn und Sauerteig Mt 13,31–33 par und die Perikope vom wichtigsten Gebot Mt 22,34–40 gehört zu seinen Voraussetzungen (vgl. S. 5.22.39.46 u. ö.). Bei all dem merkt man, daß S. Schulz, R. Laufen (vgl. 126, Anm. 34; 310, Anm. 597; 384, Anm. 213 usw.) und sein Lehrer U. Luz (»er war der größte Mitarbeiter«, V) seine entscheidenden Mentoren sind, die ihn wohl auch darin bestärkt haben, trotz massiver Gegenargumente »die grundsätzliche Richtigkeit der Zwei-Quellentheorie« (16) anzunehmen. Man vermißt eine Kenntnis der Kritik Laufens in SNTU 5 (1980) 169–175 und auch alle jene Beiträge, die den biographischen Charakter von Q schwer in Zweifel ziehen: Zu Mt 3,1–12 par »Wort in der Zeit« (= Fs. K. H. Rengstorf), Leiden 1980, 28–81; zu Mt 4,1–11 par SNTU 9 (1984) 95–159; zu Mt 12,22–27 par die Monographie des Rezensenten »Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern« (Linz 1980) usw. Für S. noch nicht erreichbar, aber für Mt 13,31–33 relevant ist zumindest heute F. Kogler, Das Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig in seiner traditionsgeschichtlichen Entwicklung (Fzb, 59), Würzburg 1988. Man kann eine so gravierende Unkenntnis von Literatur, die seine Voraussetzungen *wesentlich* in Frage stellt und den als selbstverständlich vorausgesetzten Umfang von Q (1) beträchtlich verändert, nur bedauern, da die wissenschaftliche Diskussion damit nur halb geführt wird und das Buch bei Erscheinen teilweise überholt ist. Bei der Aufzählung der Mikrogattungen von Q (81f) würde das Resultat anders ausfallen, wenn Lk 3,2f.21f; 4,1–13 und 11,14–23 nicht zu den Erzählungen bzw. zu den Wundergeschichten oder Legenden innerhalb von Q gerechnet werden können und auch das Doppelgleichnis 13,18–21 nicht als Beleg herangezogen werden darf. Ohne daß auf weitere Einzelheiten hier näher eingegangen werden kann, stellt man mit Bedauern fest, daß diese Dissertation, für deren atl. Teil der Verfasser sehr viel Mühe aufgewendet hat, in den

erwähnten Gebieten mehr wissenschaftliche Umsicht auf seiten aller Beteiligten verdient hätte. Das hindert nicht, daß diese Monographie zu Q schon wegen ihres Umfangs und der angeschnittenen Probleme einen wichtigen Beitrag zur Diskussion darstellt, auch wenn die Auseinandersetzung um Umfang und Eigenart dieser Quelle in Zukunft nicht so einäugig geführt werden sollte.

Linz

A. Fuchs

R. Uro, *Sheep Among the Wolves. A Study on the Mission Instructions of Q* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Dissertationes Humanarum Litterarum, 47), Helsinki 1987 (Suomalainen Tiedeakatemia), VIII+272 Seiten, kart.

Die Erforschung der Logienquelle gehört zu den immer noch offenen Gebieten der ntl. Wissenschaft, und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß in den letzten Jahrzehnten immer wieder Aufsätze und Monographien zu diesem Thema erschienen sind. Umso mehr ist dies zu erwarten, als die gesamte quellenkritische Fragestellung zu den synoptischen Evangelien eine Wiederbelebung erfahren hat, wenn auch in zwei ganz gegensätzlichen Richtungen. Sosehr die Verfechter der Zweiquellen- theorie notwendigerweise auch für Q eingetreten sind, sosehr hat die Wiedererweckung der Griesbachhypothese vor allem in den USA die Existenz von Q als Konstrukt ohne reale Grundlage zu erweisen versucht. Nach Meinung des Autors ohne Erfolg, was ihn aber nicht hindert, die Griesbachhypothese als kraftvolle Herausforderung der Zweiquellen- theorie und als ihren hauptsächlichen Konkurrenten zu erklären (1), worin ihm aber nicht alle folgen werden. Immer noch kommt es ja auch darauf an, ob nur viel Lärm gemacht wird oder die Argumente auch etwas taugen.

Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß Q schriftlich existierte und im großen und ganzen in der zweifachen Überlieferung zu finden ist. Aus diesem Stoff wählt er sich die Missionsinstruktionen aus und untersucht sie redaktions- geschichtlich (25–116) und auf ihren soziologischen Sitz im Leben hin (117–244). Wie schon andere vor ihm (vgl. die Rezension zu Laufen, *Doppelüberlieferungen*, in: SNTU 5 [1980] 169–175) führt er die Texte auf Mk und Q zurück, wobei Mt traditionellerweise die Stoffe miteinander vermenget, während sie bei Lk für sich erhalten sind (25).

Nach Uro ist die Aussendung der 12 Jünger eine vom Evangelisten Mk geschaffene künstliche Szene (vgl. 34.39.102) und der Grundstock der Aussendungsworte umfaßte nur Mk 6,8b–11. Mt unterstreicht die allgemeine Gültigkeit der Missionsunterweisungen sowie die Identifikation Jesu mit den Jüngern und reflektiert eine Kirche, die noch nicht alle Verbindungen zum Judentum abgebrochen hat. Bei Lk gehört 9,1–6.10a bzw. 10,4–7 zum alten Kern, 10,1.17 bildet den vom Evangelisten geschaffenen Erzählrahmen, 10,18.19 (und 20?) sind Ergänzungen, die Aussendung der Siebzig ist lk Schöpfung. Bezüglich der Rekonstruktion der Urfassung von Q verweist Uro selbst auf das Hypothetische des Unternehmens, das manchmal nicht mehr als eine Vermutung bieten kann (73). Von Mk führt kein Weg zu Q, vielmehr läßt sich aus beiden die ältere Tradition rekonstruieren, die ungefähr Lk 10,4–11 entsprach (106). Für den traditionsgeschichtlichen Entwicklungsgang sieht U. somit 4 Stadien: Zunächst den Kern (Lk 10,4–7), der zu der „frühen Missionsanweisung“ Lk 10,4–11 führte, die bei dem dritten Evangelisten ursprünglicher erhalten ist als in Mk 6,8–11. Durch verschiedene Erweiterungen (Lk 10,3.12.13–15.16) entstand dann die „Missionsrede“. Schließlich wurde diese Rede in den größeren Q-Zusammenhang von Lk 9,57–11,13 eingegliedert (115). Wieder verweist U. darauf, daß es sich bei dieser Rekonstruktion mehr um einen Vorschlag handelt als um ein absolut sicheres Resultat.

In soziologischer Hinsicht reflektiert die älteste Schicht die Lebensform der jüdischen Wandermissionare in den ländlichen Gebieten Israels, denen eine übergemeindliche Autorität zukam. Die Entfernungen sind noch kurz und die Boten finden Unterkunft bei Gemeindegliedern (Söhne des Friedens). In den Kommentaren zeichnet sich die spätere drastische Verschärfung der Situation ab, die durch eine jahrelange feindliche Behinderung und Erfolglosigkeit gekennzeichnet ist (Zeichen des Jona; dieses Geschlecht). Mit dem Anwachsen der Gemeinde traten den charismatischen Wanderpredigern Abgesandte der Gemeinde gegenüber. Das führt zu einer Änderung und Anpassung der Missionsvorschriften, später kommt es zur Abkehr von Israel und zu Öffnung für die heidnische Welt. Deshalb ist es auch ungerechtfertigt, die Wanderpropheten und Wanderlehrer zu Repräsentanten von Q zu machen. U. sieht einen langen Traditionsprozeß vom enthusiastischen Anfang zu stabileren Kirchenverhältnissen, und der Redaktor von Q ist zeitlich nicht weit vom Verfasser des MtEv entfernt. — Unbeschadet aller Unsicherheiten der Erklärung ist die Dissertation Uros sicherlich geeignet, den Blick für die Q-Tradition, im besonderen der Missionsrede, zu schärfen und ein sehr facettenreiches Bild der Israelmission der frühen Christengemeinde zu vermitteln.

Dies hindert aber nicht, daß wie bei Sato einige schwerwiegende Bedenken

anzumelden sind. Sie betreffen seine Methode und nicht unabhängig davon eine mangelnde Vertrautheit mit sachlich einschlägiger Literatur. Wie U. selber bemerkt, gibt es parallel zu Mk 6,7–13 eine ganz beträchtliche Anzahl von zum Teil auffallenden und schwerwiegenden agreements gegen Mk, mit denen er aber nach traditioneller Manier dadurch schnell fertig wird, daß er sie völlig unkritisch der Logienschrift Q zurechnet (vgl. z. B. 57f. 74 usw.). Für ihn gehören sie sogar zu den »most promising elements for tracing the original Q introduction« (74), wie er zu Mk 6,7 par Mt 10,1 par Lk 9,1 erklärt. Als Beweis gegen die Zweiquellentheorie seien die agreements von Lk 9,1–6 »nicht eindrucksvoll« (58), was nach der im voraus getroffenen Weichenstellung nicht verwunderlich ist. Da agreements also Überreste von Q sind, hatte diese Schrift zu Beginn (Lk 3,16f) eine Täuferperikope (201.221), entnimmt Lk die Doppelperikope 13,18–21 dieser Quelle, während Mt wie gewöhnlich Mk und Q vermennt (217f) – Analoges gilt für die Beelzebuldiskussion Mk 3,20–27 bzw. Lk 11,14–23 (153f.195) –, und gehört Lk 4,1–13 ohne weiteres auch zur Logienschrift (96 bzw. 234, Anm. 132). Der Verfasser müßte nur die Dissertation von F. Kogler, *Das Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig in seiner traditionsgeschichtlichen Entwicklung* (FzB, 59), Würzburg 1988 und die dort vermerkten weiteren Arbeiten zu den agreements (Aichinger; Fuchs, Niemand) oder G. Strecker – U. Schnelle, *Einführung in die ntl. Exegese* (UTB, 1253), Göttingen ³1988, 54f näher einsehen, um zu erkennen, daß er einen ganzen Sektor von Literatur, der seine Position methodisch und damit grundsätzlich in Frage stellt, gar nicht kennt. Man könnte zur Versuchungsgeschichte noch auf die nicht benützte Monographie von H. Mahnke, *Die Versuchungsgeschichte im Rahmen der synoptischen Evangelien* (BET, 9), Frankfurt 1978 hinweisen oder zu Lk 21,14f (197) auf die Dissertation des Rezensenten (*Sprachliche Untersuchungen zu Mt und Lk* [AnBib, 49], Rom 1971), wenn das auch nicht das Hauptanliegen des Verfassers berührt. Wenn aber zumindest ein Teil des von U. der Quelle Q zugeschriebenen Materials (generell, aber auch in Bezug auf die Missionsrede) gar nicht so eindeutig dieser Tradition zugerechnet werden darf, würde nicht nur das Urteil über Umfang und allgemeine Beschaffenheit von Q, sondern im besonderen auch über die Missionsrede spürbar anders ausfallen als bei U. Es ist schade, daß ein Autor, der sonst die Literatur relativ gut kennt und verarbeitet, von jenen Beratern, denen er nach seinen eigenen Worten viel für die Arbeit verdankt (V), hinsichtlich umfassender Literaturkenntnis so komplett in Stich gelassen wurde, wobei das angeschnittene Problem seine These ja nicht marginal, sondern wie erwähnt methodisch und wesentlich betrifft. Wenn die agreements gegenüber Mk 6,7–13 auf eine Überarbeitung dieses Stoffes deuten und nicht fraglos Q zugeschrieben werden dürfen, obwohl aufgrund von Lk 10 die Beurteilung erschwert ist, läßt sich der Stoff nicht so

ohne weiters auf *zwei* Traditionen verteilen und *hinter* ihnen nach einer *Urform* fragen, die sich dann doch auch von ihm selbst nicht so einfach rekonstruieren läßt (vgl. 117!). Bei allen interessanten Einzelbeobachtungen in sachlicher und soziologischer Hinsicht müßte die literarkritische Frage bezüglich Mk 6,7–13 und Parallelen im Blick auf die agreements als Fortentwicklung der Mk-Tradition nochmals neu aufgegriffen und untersucht werden. Nicht nur in Nebenfragen könnten sich dann neue Aspekte ergeben. — Schließlich vermißt man bei einer so detailreichen Untersuchung einmal mehr ein Stellen-, Namen- und Sachregister. Die positive Leistung dieser Dissertation (Univ. Helsinki, H. Räisänen) soll aber damit nicht übersehen werden.

An Druckfehlern wurde bemerkt: 3: turn of; 29: drew; 61: griechischer Text; 62: such *a* group; 129: *in* Harmony; 136: Lang, statt Land; 156: engage (statt: engaged); 169: Vögtle; 199: of *the* sayings; 222: große; 231: and the idea; 260: Delobel.

Linz

A. Fuchs

J. Gnilka, Das Matthäusevangelium (HThK, I/2), Freiburg—Basel—Wien 1988 (Verlag Herder), 552 Seiten, geb. DM 118,—

Mit dem Erscheinen des 2. Teils seines Mt-Kommentars hat der Autor nicht nur ein umfangreiches Werk abgeschlossen, das wahrscheinlich vor allem wegen seiner theologischen Akzente für die Mt-Exegese in Zukunft von Bedeutung sein wird, sondern auch in einem zusammenfassenden Kapitel seine Überzeugung hinsichtlich Person des Verfassers, literarischer und theologischer Leistung des Evangelisten und konkretem Profil der Adressatengemeinde dargelegt. Man kann selbstverständlich nicht erwarten, daß alles neu oder anders sein würde als in anderen Publikationen zu Mt; eher fragt man, welche exegetischen Thesen sich bestätigen und wo doch neue Akzente gesetzt werden. In der Diskussion, ob das MtEv eher judenchristlich oder heidenchristlich beurteilt werden muß, steht Gnilka auf der ersteren Seite, weil er meint beobachten zu können, daß Mt bei der Behandlung seiner Themen wiederholt auf innerjüdische Diskussionen dazu Rücksicht nimmt. Das Evangelium ist aber von Anfang an griechisch geschrieben, da die Adressaten die semitische Sprache nicht mehr verstehen und das Papias-Zeugnis Ἑβραϊδί διαλέκτω im Sinne Kürzingers zu übersetzen ist und »in hebräischem Stil« und nicht »in hebräischer Sprache« bedeutet. Am ehesten kommt eine hellenistische Gemeinde in

Syrien als Entstehungsort in Frage. Mt selbst, ein Judenchrist, könnte zusammen mit einer Schule gearbeitet haben, worauf vor allem die Reflexionszitate, christliche Halachot und Gemeineregeln sowie der katechismusartige Charakter von Teilen des Evangeliums hindeuten könnten. Letztlich ist aber doch der unbekannte Theologe Mt für das Gesamtwerk verantwortlich. Nach Gnlika wird besonders die Autorität des Petrus auffallend hervorgehoben, was ihn zu der Schlußfolgerung führt, daß dieser »mit seiner apostolischen Autorität für die Überlieferung bürgt« (516). Mt 22,7 und die Auseinandersetzung mit dem pharisäisch dominierten Judentum schieben die Abfassung auf die Zeit nach 70.

Bei der Beurteilung der Gattung empfindet G. große Schwierigkeiten (»vielfältig sind die Vorschläge, groß ist die Verwirrung« [529]), neigt dann aber W. Trilling zu, der das MtEv als ein »Kirchenbuch« bezeichnet, in dem die Kirche als das wahre Israel vorgestellt wird. Apologetische, polemische, didaktische und andere Aspekte sind dem untergeordnet und können nicht als Hauptcharakteristikum bezeichnet werden. Für die Gemeinde des Mt, die sich sowohl aus hellenistischen wie palästinischen Juden und auch aus Heidenchristen zusammensetzt, erkennt G. einen ausgiebigen Konflikt mit der Synagoge, vielleicht auch deshalb, weil die »Gottesfürchtigen« zur Kirche abwanderten. Den starken Einfluß von Q glaubt der Verfasser mit der Annahme erklären zu können, daß Christen aus jenen Gebieten, wo die Logienschrift entstand, nach Syrien abwanderten — eine Entwicklung, die mehr vermutet als nachgewiesen werden kann. In der Christologie fällt die Fülle der verwendeten Hoheitstitel auf. Sie führt neben anderem dazu, daß von Mt die mk Messiasgeheimnistheorie aufgegeben wird. Daneben und zugleich ist natürlich das Thema Kirche—Jüngerschaft—Nachfolge von eminenter Bedeutung ebenso wie die Argumentation mit Hilfe des AT und mit Reflexionszitaten vor allem im neuen Stoff.

Als Letztes ist zu bemerken, daß die Literaturangaben in beiden Kommentarteilen meist knapp und oft sehr subjektiv sind; was nicht dem gewohnten exegetischen Einzugsgebiet entspricht, wird vielfach ausgeblendet. Wenn sich G. etwa zur Aufrechterhaltung der Zweiquellentheorie auf die Ausführungen von A. Sand in seinem Mt-Kommentar beruft (526, Anm. 12), hat er sich wohl eine der fragwürdigsten Stellungnahmen eines deutschsprachigen Exegeten zum synoptischen Quellenproblem zur Stütze gewählt, was die eigene Unsicherheit verrät. Trotz dieser selbstgewählten Beschränkung des wissenschaftlichen, exegetischen Umfeldes ist aber die vorhandene exegetische Leistung anzuerkennen und wird auch der 2. Band dieses Kommentars für das Verständnis des MtEv gute Dienste leisten können.

L. Schenke (Hg), Studien zum Matthäusevangelium (SBS) (= Fs. W. Pesch), Stuttgart 1988 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 317 Seiten, kart. DM 39,—

Theologische Festschriften sind in den letzten Jahren immer mehr zu einer literarischen Gattung geworden, die benützt wird, um Persönlichkeiten, die sich auf dem weiten Feld der theologischen Wissenschaft direkt oder indirekt verdient gemacht haben, Dank und Anerkennung auszusprechen. Es ist deshalb nur zu verständlich, daß auch W. Pesch, ehemaligem Professor für NT an der Univ. Mainz und Mitbegründer der inzwischen auf zahlreiche Bände gewachsenen Stuttgarter Bibelstudien, zu seinem 65. Geburtstag eine solche Ehrung von seiten seiner Freunde und Bekannten zuteil wurde. Einem besonderen Arbeitsgebiet des Jubilars entsprechend haben sämtliche 15 Artikel das MtEv zum Thema. Drei beziehen sich auf die Bergpredigt, drei weitere auf Mt 18, andere auf Q, die Passionsgeschichte, Krankenheilungen und Magie, Abschnitte aus Mt 20f und 24f und inhaltliche Begriffsklärungen. Zum Großteil handelt es sich um redaktionsgeschichtliche Arbeiten, die aber teilweise in quellenkritischer Hinsicht eher ältere Standpunkte vertreten (vgl. u. a. S. 110.159.213) als die Kenntnis neuerer Beiträge verraten. Inhaltlich erinnert L. Schenke mit seiner Interpretation von Mt 20,1–15 an Erleermann. Er vertritt als mt Aussage der Parabel, »in den Gemeinden soll(e) es weder dem Grad der zeitlichen Zugehörigkeit noch dem der Vollkommenheit nach eine Unterscheidung in ›Erste‹ und ›Letzte‹ geben«, und im Endgericht werde bezüglich der Vergeltung zwischen Ersten und Letzten nicht unterschieden (268). Ohne daß hier noch weiter auf einzelnes eingegangen werden kann, wird der Auseinandersetzung mit Mt ein kräftiger Anstoß gegeben. Der mäßige Preis wird zusätzlich eine größere Verbreitung ermöglichen.

Linz

A. Fuchs

R. Feldmeier, Die Krisis des Gottessohnes. Die Gethsemaneerzählung als Schlüssel der Markuspassion (WUNT, 2/21), Tübingen 1987 (Verlag J. B. C. Mohr), XI+299 Seiten, kart. DM 78,—

Diese für den Druck teilweise überarbeitete und ergänzte Dissertation wurde 1986 an der evangelischen Fakultät Tübingen (Prof. M. Hengel) vorgelegt und versucht, offenen Fragen zur Passionsgeschichte der Synoptiker und des JohEv anhand der Gethsemaneperikope näher nachzugehen und sie wenigstens für diese Perikope

zu beantworten. Als erstes bemüht sich der Verfasser zu klären, ob Lk wegen seiner bekannten Abweichungen von Mk bzw. auch von Mt und wegen der die Beurteilung zusätzlich erschwerenden agreements des Mt und Lk gegenüber Mk auf eine von Mk verschiedene Quelle zurückgeht, wie wiederholt vermutet wurde. Feldmeier stellt richtigerweise fest, daß »die Zahl der minor agreements ... auf den ersten Blick auffällig hoch (ist)« (21), und ist sich auch dessen bewußt, daß diese Übereinstimmungen immer wieder Ausgangspunkt für eine Kritik an der herrschenden Zweiquellentheorie waren bzw. sind (18). Im weiteren geht er aber an das Phänomen leider mit völlig unzureichender Methode heran. Wie häufig praktiziert, meint er die Störenfriede des Systems mit Hilfe der unabhängigen Redaktion der Seitenreferenten beseitigen zu können und weist etwa darauf hin, daß das Imperfekt καὶ ἔλεγεν Mk 14,36 von Mt 26,39 par Lk 22,41 parallel durch ein Partizip ersetzt wird, – »eine Verbesserung des Stils« (22), die sich wiederholt auch sonst unabhängig von agreements bei beiden Großevangelisten finden lasse. Der Autor erkennt nicht, daß diese Aufspaltung des Sachverhalts der *Kohärenz* des Gesamtbefunds nicht gerecht wird und daß *andere* Übereinstimmungen gegen Mk einem zufälligen Zusammentreffen des Mt und Lk in der Bearbeitung des Mk eklatant widersprechen. Hier zeigt sich F. weder mit dem Ausmaß des Problems noch im geringsten mit der dazu vorhandenen Literatur vertraut. Aus diesem zweifachen Sachverhalt ist es auch nur zu erklären, daß er aus den agreements einen Einwand gegen die Markuspriorität (!) befürchtet (»da diese ›minor agreements‹ der traditionellen Annahme der Markuspriorität am meisten zu widersprechen scheinen« [22]), obwohl es gerade zu ihrem Wesen gehört, diese zu bekräftigen. Unter diesen Voraussetzungen kommt er bezüglich der Gethsemaneprikope zu der glatten Lösung, daß »alle ›minor agreements‹ ... sich also als unabhängige Veränderungen des Markus durch den jeweiligen Evangelisten verstehen (lassen)« (25). Verräterischerweise läßt ihm die Sache aber doch keine innere Ruhe, sodaß er – sachlich zwar richtig, nach dem Resultat seiner eigenen Analyse aber völlig unlogisch – unmittelbar darauf anfügt: »Angesichts der relativen Häufigkeit der Übereinstimmungen hier wie auch in anderen Perikopen sollte man für die Frage offen bleiben, ob das literarische Verhältnis der Synoptiker zueinander nicht komplexer ist, als es die Zweiquellentheorie darstellt« (25). Hier kann man ihm nur zustimmen und wünschen, daß bei dieser Offenheit auch tatsächlich die Beobachtungen und die Tatsachen Vorrang vor allen Hypothesen und vor schlecht informierten Meinungen haben.

Was den konkreten Vergleich von Mk mit Mt betrifft, lehnt F. die These ab, Mt gehe auf einen älteren, Mk-unabhängigen Text zurück (30), und auch Lk entwickelt seine Fassung auf der Basis des kanonischen MkEv (38). Was das 4. Evangelium

betrifft, so scheitert die Auffassung, Joh und Lk läge eine eigene Quelle zugrunde, an der Tatsache, »daß Johannes zentrale Züge mit Markus parallel hat« (45). Vielmehr kann man sagen: »Johannes und Lukas . . . stimmen je für sich weit mehr mit Markus überein als untereinander« (46). Schließlich wird noch Hebr 5,7 behandelt und ein Bezug zu Gethsemane festgestellt (61).

Nach diesem ersten Hauptteil beschäftigt sich der zweite mit Literarkritik und Formgeschichte. Näherhin geht es darum, ob sprachliche bzw. inhaltliche Indizien, Doppelungen, Brüche und dergleichen den Mk-Text als Kombination zweier verschiedener Berichte erweisen und wie weit er etwa von Mk überarbeitet ist. Der erste Befund ist negativ, d. h. die Perikope ist einheitlich gestaltet und zeigt auch wenig Mk-Redaktion. Formkritisch beurteilt F. den Text als berichtende Erzählung, die nur im Rahmen der Passionsgeschichte tradierbar und verständlich ist. Zusammen mit der Szene vom Tod Jesu bildet er den Rahmen der Passionsgeschichte und zeigt »Jesus als den auch von Gott Verlassenen und Preisgegebenen« (128). F. hat keine Zweifel, daß die Gethsemaneperikope auf historische Erinnerung zurückgeht.

Der dritte, begriffs- und traditionsgeschichtliche Teil ist relativ ausführlich geraten, ohne wesentlich Neues zu bringen; eine kurze Exegese bildet den Schluß. Insgesamt scheint es, daß diese methodisch sehr klare Abhandlung besonders wegen der ersten zwei Hauptteile, abgesehen vom Fall der agreements, von Bedeutung ist, und vor allem unter quellenkritischem und formgeschichtlichem Aspekt einen guten Beitrag zur Passionsgeschichte leistet.

Linz

A. Fuchs

F. Bovon, Das Evangelium nach Lukas. 1. Teilband Lk 1,1–9,50 (EKK, 3/1), Zürich - Neukirchen 1989 (Benziger/Neukirchener Verlag), VIII+524 Seiten, kart. DM 128,—

Die Kommentierung des ganzen Lk-Ev ist vom Verfasser auf drei Bände geplant, deren erster, hier vorliegender neben den Fragen der Einleitung die Exegese von Lk 1,1–9,50 umfaßt. Dazu kommen vier Exkurse: aus religionsgeschichtlicher Sicht zum Thema der Jungfrauengeburt sowie zu Teufel, Wort Gottes und Vergebung der Sünden.

Nach Bovon hat Lk das Evangelium und die Apg als ein zusammengehöriges Doppelwerk, das erst durch die Eingliederung in den Kanon des NT in zwei geson-

derte Teile getrennt wurde, verfaßt und seinem reichen Freund Theophilus gewidmet, der eine größere Verbreitung sichern sollte. Der Autor gehört der höheren Gesellschaftsschicht an und besitzt eine gute Ausbildung in griechischer Rhetorik ebenso wie in den Methoden der jüdischen Schriftauslegung, wie seine gepflegte Sprache, sein Stil und die literarische Darstellung vieler Stücke verraten. Diese doppelte Betrachtung läßt darauf schließen, daß er zur Gruppe der »Gottesfürchtigen« gehört und damit mit der LXX, jüdischen Bräuchen und jüdischer Theologie und Geschichte vertraut war. Aufgrund von Apg 16,9f glaubt Bovon, daß Lk wahrscheinlich ein Makedonier war, der Verbindung zu Troas hatte. Als Ort der Abfassung kommt Rom »immer noch« als »nächstliegende Möglichkeit« in Frage (23). Der Autor bestätigt dem Evangelisten, daß er »mit der Sorgfalt eines Historikers, dem apologetischen Enthusiasmus eines Bekehrten und dem Eifer eines Missionars schreibt« und drei Adressatenkreise ansprechen möchte: »gebildete Heiden, hellenistische Juden und durch Gerüchte verunsicherte Christen (Lk 1,4; Apg 22,30)« (23). In theologischer Hinsicht tritt Lk für »die hellenistische Form des Christentums« ein, »die sich in den Spuren des Paulus der strikten Erfüllung des Gesetzes entzogen hat« (25). Lk ist aber kein direkter Schüler und Reisebegleiter des Apostels. Mit der Ausbreitung des christlichen Glaubens nach dem Westen hängt es auch zusammen, daß Petrus und Paulus die Hauptgestalten seines Werkes sind.

Was die Verwendung von Quellen durch Lk betrifft, vertritt B. einen sehr traditionellen, zum Teil überholten Standpunkt. Der Evangelist verschmilzt seine Quellen nicht, sondern reiht Blöcke von Material verschiedener Herkunft abwechselnd aneinander, und »benutzt eine Form des Markusevangeliums, die von der kanonischen nur wenig abweicht« (20). Zu dieser Meinung, die gegenüber der normalen Auffassung eine gewisse Konzession darstellt, sieht er sich vor allem durch die immer wieder auftauchenden gemeinsamen Übereinstimmungen des Mt und Lk gegenüber Mk veranlaßt, die er aber im übrigen völlig bagatellisiert und in ihrer Bedeutung für die synoptische Tradition nicht ernst nimmt (vgl. z. B. 245, 267, 272, 488). Zwar findet er sie teilweise »auffällig« (267), doch sind sie trotz ihrer fallweise großen Anzahl (488) andererseits »unerheblich« (272), »falls sie nicht zufällig sind« (245). Besonders kraß wirkt sich die falsche Voraussetzung bei Lk 3,1–20 aus oder auch bei der Stillung des Sturms und bei der Verklärung, um nur einige Perikopen zu nennen. Für das zuletzt genannte Stück war dem Verfasser wohl sicher die Dissertation von Ch. Niemand, Studien zu den Minor Agreements der synoptischen Verklärungperikopen (EH, 23/352), Frankfurt 1989 noch nicht zugänglich; sonst hätte er sich wohl nicht ausgerechnet auf die angeblich »minuziösen Untersuchungen« von F. Neirynek (488, Anm. 4) berufen, die bekanntlich an extremer Zersplitterungssucht und Eliminierungstendenz kranken, statt daß sie die Texte positiv in-

terpretieren würden. Die Studie von Niemand zeigt überzeugend, daß die redaktionsgeschichtliche Erklärung für das Phänomen nicht reicht. Zu den Perikopen von der Brotvermehrung, von der Stillung des Seesturms und zum Täuferstoff benützt er weder die »Sprachlichen Untersuchungen zu Matthäus und Lukas« des Rezensenten (AnBib, 49), Rom 1971, 55–57; 66–69 noch den Aufsatz in der Rengstorff-Festschrift (»Wort in der Zeit«, Leiden 1980, 28–81), die ein methodisch und sachlich wesentlich anderes Bild entwerfen. Zumindest heute würde man sich auch eine Auseinandersetzung mit J. Kiilunen, Die Vollmacht im Widerstreit (AASF, 40), Helsinki 1985 (zu Mk 2,1–3,6 parr) vorstellen können. Zu der Meinung, Lk hätte Mk 1,1–20 zugunsten von Q ausgelassen (20), wird sich auch unabhängig davon nicht jeder bekehren lassen. Diese eben angeführten Desiderata sollen aber nicht verkennen lassen, daß hinter der Erstellung dieses Bandes enorme Arbeit steckt, die noch dazu ein Evangelium betrifft, zu dem die exegetische Forschung noch lange nicht abgeschlossen ist. Für den Mut zu dieser Arbeit und den aufgewendeten Fleiß verdient der Verfasser uneingeschränkte Anerkennung.

Linz

A. Fuchs

J. Kremer, Lukasevangelium (NEB, 3), Würzburg 1988 (Echter Verlag) 256 Seiten, kart. DM 46,—

Dieser Kommentar möchte dazu helfen, daß der heutige Leser des LkEv ähnlich wie einst Theophilus (Lk 1,1–4) zur Erkenntnis der »Zuverlässigkeit« der christlichen Botschaft gelangt. Er schafft eine wichtige Voraussetzung dafür, indem er in allgemein verständlicher Form wissenschaftlich fundierte Informationen über die historische und kulturelle Situation, in der das Ev. entstanden ist, über die sprachlichen Ausdrucksformen und den Verstehenshorizont von damals sowie über die geschichtliche Verankerung des Berichteten vermittelt. Das Hauptanliegen des Autors ist zu zeigen, wie nicht nur die Frage nach der Entstehung der Texte des Evangeliums, sondern auch die nach ihrer literarischen Struktur, ihrer Aussageweise und Aussageabsicht, helfen kann, im Menschenwort der Heiligen Schrift das bleibend aktuelle Gotteswort zu vernehmen.

Nach einer kurzen Einleitung (1–20), in der der Aufbau des Evangeliums, die Darstellungsweise des Evangelisten, die theologischen Grundlinien des Ev. und seine Zielsetzung beschrieben werden, in der ferner Fragen der Verfasserschaft und der Abfassungszeit des Ev. sowie dessen Wirkungsgeschichte behandelt werden

und in der schließlich eine detaillierte Gliederung des gesamten Ev. gegeben wird (im wesentlichen ähnlich wie in der Einheitsübersetzung und doch mit manchen Unterschieden in der Abgrenzung der einzelnen Abschnitte und in ihren Überschriften), beginnt die fortlaufende Kommentierung der einzelnen Textabschnitte nach einheitlichem Schema. Zuerst wird ein kurzer Hinweis auf die Besonderheit des Abschnittes gegeben. Dann erfolgt die Einzelauslegung der Verse bzw. kleineren Sinneinheiten, in der es vor allem um die Erklärung wichtiger Wörter und Wendungen geht. Im Anschluß daran wird die Aussageweise und die literarische Gattung des Abschnittes bestimmt und wird nach seiner Entstehung (Traditions- und Redaktionsgeschichte) gefragt. Am Schluß findet sich jeweils der Versuch, die aktuelle Bedeutung der Stelle aufzuzeigen, mitunter in Verbindung mit einem Blick in ihre Wirkungsgeschichte. Vor größeren Texteinheiten wird stets in knapper und präziser Form begründet, weshalb sie als kompositorische und theologische Einheit verstanden werden können. Dem Schlußkapitel des Lukas, in dem nochmals die Zielsetzung des Ev., die Zuverlässigkeit der überlieferten Christusbotschaft zu bezeugen, betont wird, widmet der Autor besondere Aufmerksamkeit.

Der Konzeption der Neuen Echter Bibel entsprechend werden keine Exkurse geboten, obwohl sie bei manchen Fragen und Themen wünschenswert wären. Als Problem empfindet man – und das betrifft die ganze Reihe der Neuen Echter Bibel –, daß dem Kommentar die Einheitsübersetzung zugrundegelegt wird. Häufig muß der Autor auf die Grenzen dieser Übersetzung hinweisen und an vielen Stellen ist er genötigt, im Kommentar eigens eine wortgetreue Übersetzung zu bieten. Dadurch wird die Lektüre des Kommentars erschwert und auch ein erheblicher Teil seines ohnehin knapp bemessenen Umfangs beansprucht. Doch abgesehen von dieser Schwierigkeit, die sich aus der Grundkonzeption der Kommentarreihe ergibt, ist dieser Kommentar eine wertvolle Hilfe für jeden, der zuverlässige und knappe Erklärungen zu den Texten des Ev. sucht sowie Anregungen zu ihrer Aktualisierung. Man findet am äußeren Rand des abgedruckten Bibeltextes auch zahlreiche Verweise auf Bibelstellen, die im Text entweder zitiert werden oder die eine Parallele zu ihm bilden oder an die er in irgendeiner Form anspielt. Nicht zuletzt wird der Leser auch die am Schluß des Bandes angefügten Erklärungen der mehrfach verwendeten Fachausdrücke begrüßen.

W. Radl, Das Lukas-Evangelium (EdF, 261), Darmstadt 1988 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), VII+170 Seiten, kart. DM 26,—

»Erträge der Forschung« wollen einen Querschnitt durch ein jeweiliges Forschungsgebiet präsentieren, ohne daß der Anspruch auf endgültige Lösungen erhoben wird oder der Gang der Entwicklung nachgezeichnet werden könnte. Die Auseinandersetzung um Theologie, literarische Leistung und historischen Hintergrund des Lk Doppelwerks ist, wie für jeden offenkundig ist, in den letzten Jahrzehnten in eine neue Phase getreten oder hat richtiger gesagt aus verschiedenen Gründen eine sehr beachtliche Renaissance erlebt. Nicht nur im Vergleich bzw. Kontrast zu Paulus, sondern auch innersynoptisch hat sich ein ganzes Bündel von neuen Fragen ergeben, über die Radl überblicksweise zu referieren sucht. Dem theologischen Hauptteil (Gott, Christus, Kirche, Eschata) gehen die Einleitungsfragen voraus (Quellen, Beziehung zu Joh, literarische Gattung, redaktionelle Eigenart und Zielsetzung etc.). Die relativ umfangreichen Literaturlisten, die teilweise aber von einem etwas subjektiven Standpunkt ausgewählt sind und mehrfach neue Auflagen und Neudrucke nicht vermerken, ermöglichen eine eigenständige Orientierung, was sich sachlich auch als Notwendigkeit herausstellt, da der Verfasser verschiedentlich eher einen traditionell-konservativen Standpunkt wiedergibt (betrifft weitgehend und vor allem den ganzen Teil I, aber immer wieder auch Einzelthemen wie z. B. »Reich Gottes«, wo man Autoren wie S. Ruager, D. Chilton und J. Schlosser vermißt, usw.).

Trotz dieser Einschränkung vermittelt das Buch jedoch einen Einblick in weite Teile der Lk-Forschung, die jeder gern zur Kenntnis nimmt, der vor lauter Bäumen den Wald kaum mehr sieht bzw. in der gemeinten Realität in dem Ozean von Spezialliteratur den Zusammenhang aus dem Blick verliert. Ein analoger Querschnitt durch die Forschung an der Apg bleibt ein Desiderat, wenn er auch vielleicht ebenso viel Mühe kosten wird wie der hier vorliegende.

Linz

A. Fuchs

M. Klinghardt, *Gesetz und Volk Gottes. Das lukanische Verständnis des Gesetzes nach Herkunft, Funktion und seinem Ort in der Geschichte des Urchristentums* (WUNT, 2/32), Tübingen 1988 (Verlag J. C. B. Mohr), VIII+371 Seiten, kart. DM 89,—

In dieser äußerst materialreichen Dissertation, die der Verfasser 1986/87 an der evang. Fakultät Heidelberg bei Prof. K. Berger vorgelegt hat, wird die Frage untersucht, wieweit das atl.-jüdische Gesetz für die christlichen Gemeinden Geltung hatte und für den Prozeß ihrer Identitätsfindung von Bedeutung war. U. a. kommen die Auseinandersetzung um den Sabbat, die Probleme von Aposteldekret und Apostelkonzil, die Rezeption des Dekalogs und des Doppelgebots von Gottes- und Nächstenliebe sowie Fragen des Tempelkults zur Debatte. Voraus gehen Erörterungen zur spezifisch lukanischen Gesetzesterminologie, zu Apg 13,38f und 15,10 und besonders ausführlich zu Lk 16,16–18. Sosehr man jedoch über die enorme Fülle des religionsgeschichtlichen Vergleichsmaterials und historischer Information erstaunt ist, sowenig kann man sich dem Eindruck entziehen, daß der Autor keine Schwierigkeiten hat, wiederholt unkritisch gängige hierarchische Positionen zu übernehmen und sie mit überraschender, aus der Sache selbst nicht hervorgehender Sicherheit zu vertreten. Abgesehen von dieser Einschränkung stellt das Buch aber eine Fundgrube dar, die Exegeten wie Religionswissenschaftler und Historiker gerne benützen werden.

Linz

A. Fuchs

E. Ruckstuhl, *Die literarische Einheit des Johannesevangeliums. Mit einem Vorwort von M. Hengel* (NTOA, 5), Freiburg (Schweiz) - Göttingen 1988 (Universitätsverlag - Vandenhoeck und Ruprecht), XXX+331 Seiten, geb. DM 116,—

Es kommt in der ntl. Wissenschaft selten vor, daß eine Arbeit nach 37 Jahren eine Neuauflage erlebt. Dies spricht für die Qualität des Werkes, zeugt aber auch von einer veränderten Forschungssituation. Offenbar läßt der Einfluß der Bultmannschen Johannesinterpretation und ihrer Varianten nach, neue, an der relativen Einheit des JohEv orientierte Entwürfe setzen sich durch. Was aber rechtfertigt die Neuauflage dieses wichtigen Beitrages zur Johannesforschung? Nach den Worten von M. Hengel, daß Ruckstuhls Studie »nie wirklich widerlegt worden« (XI) sei.

Diesen Anspruch erhebt allerdings fast jedes exegetische Werk, so daß nach anderen Gründen zu fragen ist. Einmal setzt sich R. sehr intensiv mit den Kriterien der Bultmannschen Quellenscheidung auseinander und zeigt deutlich die Schwächen dieses methodischen Zuganges an ausgewählten Texten auf. Weder gelingt es Bultmann, nach stilistischen Kriterien »Quellen« zu eruieren, noch kann er sprachlich und inhaltlich die Existenz einer späteren Bearbeitung des JohEv nachweisen. Hier sind Ruckstuhls Argumentation und seine Analysen von bleibendem Wert. R. nimmt nach der Auseinandersetzung mit Bultmanns Konzeption positiv die stilkritischen Untersuchungen von E. Schweizer auf (Ego Eimi. Die religionsgeschichtliche Herkunft und theologische Bedeutung der johanneischen Bildreden [FRLANT, 56], Göttingen 1939. ²1965) und erweitert (wie zuvor J. Jeremias und Ph. Menoud) die Liste joh Stilmerkmale erheblich. Er zählt insgesamt 50 joh Stileigentümlichkeiten (ergänzt auf 82 Stilmerkmale von W. Nicol, *The Semeia in the Fourth Gospel* [NovTestSuppl, 32], Leiden 1972, 23f). Die folgende Überprüfung der Quellenscheidungen Bultmanns mit Hilfe der Stilmerkmale ergibt: »Das vierte Evangelium ist ein durchaus einheitliches Werk, dem der Vf einen deutlichen Bauplan zugrunde gelegt und einen einheitlichen Geist einverleibt hat« (218). Den Abschluß des Buches bildet eine stilkritische Analyse von Joh 6,51b–58, in der dieser umstrittene Text dem Evangelisten Joh zugewiesen wird. Im Anhang der Neuausgabe finden sich eine »Liste der johanneischen Stilmerkmale mit allen Belegstellen aus dem johanneischen Schrifttum« sowie der 1977 erstmals erschienene Aufsatz »Sprache und Stil im johanneischen Schrifttum. Die Frage über Einheit und Einheitlichkeit«.

R. weist mit Nachdruck auf die Aporien einer extensiven Literarkritik im 4. Evangelium hin. Darin liegt der bleibende Wert seiner Arbeit. Allerdings hat sein methodischer Ansatz auch deutliche Grenzen: Der sekundäre Charakter von Joh 21 läßt sich zwar sprachlich nicht nachweisen, aber die starken sachlichen Spannungen zu Joh 1–20 weisen diesen Text deutlich als Nachtragskapitel aus. Die Stilanalyse ist nur dann beweiskräftig, wenn sie in Kombination mit anderen Methoden (Literarkritik, Traditions-, Form- und Redaktionsgeschichte) angewandt wird. Erst dann wird es gelingen, die Entstehungsgeschichte und theologische Intention des JohEv gleichermaßen zu erfassen.

J. Kügler, *Der Jünger, den Jesus liebte. Literarische, theologische und historische Untersuchungen zu einer Schlüsselgestalt johanneischer Theologie und Geschichte* (SBB, 16), Stuttgart 1988 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 518 Seiten, kart. DM 39,—

Diese 1987 in Bamberg angenommene Dissertation stellt einen neuen Versuch dar, jene historischen Ereignisse und theologischen Konzeptionen zu benennen, die zum Jetzttext des JohEv führten. Methodisch orientiert sich Kügler an literaturwissenschaftlichen Textmodellen, die von einem Vorrang der synchronen Analyse ausgehen und Texte als mehrschichtige Zeichengebilde auffassen. Dabei wird die Entstehungsgeschichte eines Textes nicht ignoriert, wohl aber nachgeordnet. Die Einzelexegesen umfassen u. a. Textabgrenzung, Textauflistung, Erfassung der spezifischen Zeitformen, Kohäsion und Kohärenz, Charakterisierung der Handlungsträger und diachrone Textbetrachtung. Als Lieblingsjüngertexte gelten Joh 13,1–30; 19,25–30.31–37; 20,1–10; 21. In Joh 1,35–40; 18,15f sieht K. keine Verweise auf den Lieblingsjünger. Alle Lieblingsjüngertexte werden einer Endredaktion des Evangeliums zugeschrieben, die sowohl den Synoptikern als auch dem 1 Joh nahestand. Dabei nimmt K. die Johannesinterpretation H. Thyens auf und bestreitet Unterschiede in der Darstellung des Lieblingsjüngers zwischen Joh 1–20 und Joh 21. Als historischen Ausgangspunkt der Redaktion vermutet K. ein innerjohanneisches Schisma, das hinter Joh 6,26–71 sichtbar werde. Danach leugneten Glieder der joh Gemeinde nicht die Leiblichkeit Jesu, sondern aus der Sicht der Redaktion seine himmlische Herkunft (222), sie wähten sich durch den Glauben bereits in einem unüberbietbaren Heilszustand. Ihre »realized eschatology« zwang sie, »die traditionellen Heilsbegriffe radikal zu entleiblichen, zu spiritualisieren« (223). Die Redaktion antwortete in dieser Situation nicht nur mit einer Betonung der Sakramente und der futurischen Eschatologie, sondern auch durch die Einführung des Lieblingsjüngers. Es handelt sich beim Lieblingsjünger nicht um eine konkrete historische Gestalt, vielmehr dient er als wahrhaft Glaubender und erster Zeuge der Redaktion, um »nach dem Bruch die Gruppe der Bleibenden zu stabilisieren, Gemeinde neu zu formieren« (475). Die Redaktion schuf »sich ihre fiktiv historische Autorität des geliebten Jüngers, um nachträglich die Funktion zu legitimieren und zu stabilisieren, die sie in der Auseinandersetzung wahrgenommen hatte und als wesentlich auch für die Zukunft der Gemeinde(n) erachtete« (488).

Die Arbeit zeichnet sich durch eine überlegte Methodenreflexion und umfassende Exegesen aus. An der Grundthese sind jedoch Zweifel angebracht: Zum einen kann K. ebensowenig wie H. Thyens überzeugend nachweisen, daß zwischen den

Liebblingsjüngertexten in Kap. 1–20 und Kap. 21 keine massiven inhaltlichen Spannungen bestehen. Problematisch ist ferner die Erklärung des innerjohanneischen Schismas, wonach in den Augen der Redaktion die Gegner die himmlische Herkunft Jesu geaugnet haben sollen. Eine These, die sich weder aus den Johannesbriefen noch aus dem Evangelium ernsthaft belegen läßt. Schließlich: Wenn der Liebblingsjünger keine historische Persönlichkeit der joh Schule war, bleibt der Rückgriff der Redaktion auf diese Gestalt im Dunkeln. Die von K. vorgeschlagene rein (text-)pragmatische Erklärung unterstellt, daß innerhalb der joh Schule eine Legitimation in der Form historischer Fiktion möglich war. Die Texte des JohEv sperren sich gegen eine derartige Vermutung.

Erlangen

U. Schnelle

J. Beutler, *Habt keine Angst. Die erste johanneische Abschiedsrede (Joh 14)* (SBS, 16), Stuttgart 1984 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 136 Seiten, kart. DM 26,80

Die Studie, die sich als Beitrag zur religionsgeschichtlichen Einordnung des JohEv versteht, läßt sich von der Perspektive leiten, daß das Evangelium nicht als Sammelbecken frühgnostischer Strömungen, sondern als Ergebnis früher christlicher Auseinandersetzungen mit dem AT und dem zeitgenössischen Judentum zu verstehen sei. Gnosis habe vermutlich eher am Ende als am Anfang des vierten Evangeliums gestanden, vor allem im Bereich seiner frühen Rezeptionsgeschichte. An einem ausgewählten Text, nämlich Joh 14 (die Eröffnung der ersten Abschiedsrede, 13,31–38, übergeht Beutler), versucht er zu demonstrieren, wie stark Stoff und Gewebe dieser zentralen joh Rede vom AT her geprägt sind. Dabei versetzt er den Leser mit seinem Ergebnis in Erstaunen, daß solche Orientierung des vierten Evangelisten an der Bibel durchaus systematischen Charakter besessen habe: Die drei Hauptteile der Rede (14,1–14.15–24.25–31), deren Struktur er im ersten, literarischen Einleitungsfragen gewidmeten Kapitel untersucht, seien je vom »Gesetz«, den »Propheten« und den »Schriften« (konkret den Psalmen), also den drei Kernbestandteilen des atl. Kanons bestimmt. So habe bei 14,1–14 eine Psalmentradition, nämlich Ps 42/43 in einer bestimmten vorjoh. Auslegung, Pate gestanden (vgl. v. a. 14,1 mit Ps 41,6.12; 42,5 LXX; aber auch Mk 14,34 sowie Joh 11,33; 12,27; 13,21); entscheidendes Argument dafür ist die Annahme, daß die Bündelung der joh Motive in diesen Versen (»Angst«, »Erschütterung«, »Glaube«, »Haus Gottes«,

»Wohnungen« bei Gott, »Weg«) traditionsgeschichtlich *einheitlich* sich nur durch jene postulierte Psalmentradition erklären lasse, wofür nicht leicht ein weiterer Paralleltext genannt werden könne (2. Kap.). Für 14,15–24 postuliert B. die Bundestheologie des Dtn (also das »Gesetz«) bzw. die der Deuternomisten als die tragende Schicht. Sie habe nicht nur die joh Sprache geprägt (zur Verbindung der Konzepte [Gott/Jesus] »lieben«/»seine Gebote bewahren« 14,15.21.23f vgl. Dtn 5,10; 7,9; 10,12f; 11,1 u. ö.), sondern mit dem Modell des Neuen Bundes (vgl. Jer 31; Ez 36), der mit der Gabe des »Geistes« (vgl. 14,16f) Gottes »Wohnen« in seinem Volk (14,23) in neuer Weise ermöglichen wird, auch die entscheidende konzeptuelle Klammer geliefert, mit deren Hilfe der vierte Evangelist die in 14,15–24 rezipierten unterschiedlichen Vorstellungen vom endzeitlichen Kommen des Geistes, Jesu und (in Gemeinschaft mit ihm) des Vaters *gegenwartseschatologisch* miteinander verbunden habe (3. Kap.). Ungeachtet dessen, daß solche Bezugnahme auf Jer und Ez die Zuordnung von 14,15–24 zum »Gesetz« fragwürdig erscheinen läßt – den eigentlichen Rückgriff auf die »Propheten« erkennt B. im dritten Teil von Joh 14, in den Schlußversen 25–31, die das Vermächtnis Jesu, seine eschatologischen Gaben (»Geist«, »Friede«, »Freude«), offensichtlich unter Aufnahme von Elementen der messianisch-eschatologischen Verheißungen in den exil- und nachexilischen Propheten artikuliert hätten. Wie in den übrigen Abschnitten, so bestehe die theologische Eigenleistung des Evangelisten auch hier darin, die Heilsgaben Jesu als eine Glaubenswirklichkeit der Gegenwart hinzustellen 4. Kap.).

Die sehr anregende, im Detail sorgfältig gearbeitete und in ihren großen Linien kohärente Studie könnte dazu geeignet sein, den weithin herrschenden Eindruck von einer Tendenz der joh »Schule« zur Vergleichgültigung des AT an einem exemplarischen Text des vierten Evangeliums erneut einer Prüfung zu unterziehen. Aufs Ganze gesehen stimmt freilich der Tatbestand, daß die späte joh »Schule« (1–3 Joh) sich des AT so gut wie überhaupt nicht mehr bedient hat, den Resultaten des Verfassers gegenüber skeptisch. Methodisch wird man einzuwenden haben, daß die aufgespürten Motiv-Zusammenhänge nicht von vornherein im Methodenverbund »Traditions-«/»Redaktionskritik« abzuhandeln wären, weil so der Anschein erweckt wird, der Evangelist habe seine theologische Aussage unter *ausdrücklichem* Rückbezug auf die atl. Vorgaben (bei Berücksichtigung ihrer zeitgenössischen jüdischen Interpretation) entwickelt. *Formale* Bezugnahmen auf die Schrift sucht man aber in Joh 14 vergeblich. Als einzige, autoritative Bezugsgröße erscheinen Herrenworte (aus der joh Überlieferung), die auch die Textur des Kapitels in der Spannung von »Überlieferung« und »Redaktion« maßgeblich bestimmen. Motive aus atl. Tradition, die B. insbesondere für 14,15ff überzeugend nachgewiesen hat, werden dabei vom neuen hermeneutischen Standort des Evangelisten aus eingeschmolzen. So

haben die »Gebote«/»Worte« von 14,15.21.23 mit den Weisungen des Gesetzes im Dtn nichts mehr zu tun, bezeichnen vielmehr die Worte Jesu als die des endzeitlichen Gottesboten. Die Schlußfolgerung, die B. aus seinen Analysen ableitet (114: »Wenn Israel in der johanneischen Wiedergabe der Abschiedsworte Jesu eine so entscheidende Rolle spielt, wird man den Vierten Evangelisten auf jeden Fall nicht für eine individualistische Sicht der christlichen Verkündigung in Anspruch nehmen dürfen. Auf diesem Hintergrund ist auch die Frage einer Relevanz des Vierten Evangeliums für soziale Gegenwartsfragen neu zu überdenken«), scheint mir hinsichtlich Prämisse und Folgerung trotz der zutreffenden Zurückweisung einer individualistischen Sicht des vierten Evangelisten doch entschieden zu optimistisch zu sein.

Tübingen

M. Theobald

R. Pesch, Die Apostelgeschichte, 2. Teilband Apg 13–28 (EKK, 5/2), Zürich - Einsiedeln - Köln - Neukirchen 1986 (Benziger/Neukirchener Verlag), 327 Seiten, kart. DM 80,—

Sehr rasch hat der Verfasser, seiner Ankündigung gemäß, auf den ersten Teil seines Apg-Kommentars die zweite Hälfte folgen lassen, die die Kapitel 13–28 exegetisch und historisch erläutert. Anlage und theologische Qualität der Auslegung sind selbstverständlich unverändert, was mit anderen Worten heißt, daß Pesch mehr als andere Kommentatoren unter der redaktionellen Gestaltung des Textes durch Lk auch die Bedeutung verschiedener traditioneller Stücke unterstreicht, — eine Entwicklung, die u. a. von G. Lüdemann durch seinen nur ein Jahr später erschienenen Band »Das frühe Christentum nach den Traditionen der Apostelgeschichte« (Göttingen 1987) und auf ganz andere Weise durch die sehr bedeutsame Dissertation von J. Wehnert zu den »Wir-Passagen der Apostelgeschichte« (Göttingen, 1989) fortgesetzt und in gewissem Sinn bestätigt wird. Hier kann nicht auf einzelnes eingegangen, sondern nur die Sicht des ganzen zweibändigen Werks angedeutet werden, die Pesch selbst in seinen Schlußbemerkungen zusammenfaßt. Lk versucht als theologischer Historiker den »Richtungssinn der Ereignisse« sichtbar zu machen, daß nämlich »das Evangelium . . . an die Grenzen der Erde und in die Öffentlichkeit des Römischen Reiches (drängt)« (314). Dabei garantieren die Apostel bei allem Neuen, Bedrängenden und Beunruhigenden die Kontinuität mit der Person und Sendung Jesu, der durch sein Wort in der Kirche präsent ist. Die

Entwicklung wird nicht als Spiel des Zufalls oder der stärkeren Kräfte beschrieben, sondern als »Geschichte Gottes mit bestimmten Menschen«, als »eine Geschichte der Augenzeugen der Großtaten Gottes ›von Jerusalem bis Rom ‹‹ bzw. »von den Juden zu den Heiden« (aaO.). Als zentrales Geschehnis wird die Entstehung der Kirche aus Juden und Heiden erkennbar, jenes *tertium genus*, »in dem der Riß zwischen Juden und Heiden überwunden ist« (315), und die Rolle des Paulus in diesem Prozeß. In der Sicht des Verfassers ist »die Bekehrung des Verfolgers Saulus zum bedeutendsten ›Zeugen‹ und Missionar . . . das größte Wunder der Kirchengeschichte bis zur lukanischen Zeit« (319). Über Paulus hinausgehend gilt weit allgemeiner: »Lukas beschreibt die Geschichte der Werkzeuge Gottes, Personen und Konstellationen, welche beim Übergang von der ersten zur zweiten und dritten Generation die Kontinuität der Jesustradition verbürgen« (316). Mit dieser grundsätzlichen Beurteilung dürfte Pesch recht behalten, auch wenn die Forschung an den Einzelstücken der Apg noch längst nicht zu Ende gekommen ist und auch seit Erscheinen dieses Bandes bereits wieder neue Beiträge erbracht hat. Stellvertretend für anderes seien nur neben den vorhin erwähnten Studien die zwei Bücher zur Romfahrt des Paulus erwähnt: G. Kettenbach, *Das Logbuch des Lukas* (EH, 23/276), Frankfurt 1986 und H. Warnecke, *Die tatsächliche Romfahrt des Apostels Paulus* (SBS, 127), Stuttgart 1987.

Abgesehen von Einzelinterpretationen hat der Kommentar von P. seinen Wert auf Dauer wohl in dem erneuten Verweis auf den historischen Boden unter der theologischen und literarischen »Fassade«.

Linz

A. Fuchs

J. Wehnert, *Die Wir-Passagen der Apostelgeschichte. Ein lukanisches Stilmittel aus jüdischer Tradition*, Göttingen 1989 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), VII+300 Seiten, kart. DM 62,—

Was sich in dem Apg-Kommentar seines Lehrers G. Lüdemann »Das frühe Christentum nach den Traditionen der Apg«, Göttingen 1986 schon kräftig angedeutet hat, setzt sich nun in der Göttinger Dissertation des Schülers fort: Von der schriftstellerischen Leistung des Lk und dem Gesamtentwurf seines (Doppel-)Werkes geht es zurück zur verlässlichen Tradition. Wie der Leser bereits in der Einleitung erfährt, handelt es sich bei dem lang und heftig umstrittenen »Wir« der Apg um

»ein redaktionell eingesetztes Mittel zur Kennzeichnung authentischer Traditionen über die Reisen des Paulus, die Lukas durch glaubwürdige Informanten vermittelt worden sind« (3). Lk ist weit entfernt davon, ein »antiker Romanschriftsteller« zu sein, sondern erweist sich »als ein christl. Historiker, der sich in seinem heilsgeschichtlichen Entwurf erkennbar um die Verarbeitung verlässlicher Überlieferung bemüht« (aaO.). Im historischen Längsschnitt durch die Geschichte der Erforschung der Apg und der Wir-Passagen (WP) kann man nachlesen, wieviele Kontroversen darüber, ob sie literarisch oder historisch zu interpretieren seien, damit überwunden sind.

Der Verfasser beginnt mit einer textkritischen Analyse, um sekundäre WPP, die die Tendenz haben, den angeblichen Paulusbegleiter Lk »mit dem im ›Wir‹ sprechenden Berichterstatter zu identifizieren« (37), von den ursprünglichen zu isolieren und eine verlässliche Basis für weitere Beobachtungen und Überlegungen zu gewinnen. Eine erste Orientierung ergibt, »daß die WPP keinen fortlaufenden Erzählbericht liefern« (46) und nicht binnenperspektivisch berichten, sondern sich als formale Signale für den Leser herausstellen (45). Der anschließende Forschungsüberblick erörtert der Reihe nach die autobiographischen, literarkritischen, formgeschichtlichen und redaktionsgeschichtlichen Lösungsversuche. Einen wichtigen Schritt nach vorne stellt im nächsten Kapitel die Erkenntnis dar, daß die WPP aufgrund zahlreicher Indizien der Lk-Redaktion zugerechnet werden müssen und alle literarkritischen Hypothesen damit erledigt sind (128f). Ebenso bedeutungsvoll und überraschend ist die Beobachtung, daß »die im ›sie‹ zusammengefaßten Personen . . . mit den als ›Wir‹ bezeichneten identisch (sind)« (140). Da Lk selbst aber als Augenzeuge nicht in Frage kommt, ist durch die erwähnte Identität entschieden, daß er auch als Paulusbegleiter und Augenzeuge der WPP nicht in Frage kommt. Auf der Suche nach Analogien für den so verschieden interpretierten Wechsel der Erzählperspektive findet Wehnert die wirklichen Entsprechungen nicht – wie in jüngster Zeit vertreten – in der klassischen Antike, sondern in jüdischen Vorbildern, vor allem in Esra und Daniel. Aus Parallelen der jüdischen Literatur wird ebenfalls klar, was der beabsichtigte Sinn des Vorgehens ist: »Das erzählte Subjekt eines Textes (also Jeremia, Daniel, Esra, Tobit, Henoch usw.) wird phasenweise zum erzählenden Subjekt, nimmt den Platz des Autors ein und verbürgt dadurch dem Leser die unbedingte Zuverlässigkeit der Darstellung« (182). Insgesamt kommt W. zu dem Schluß, »daß Lukas in den WPP den Bericht eines Gewährsmannes verarbeitet« (188), der ihm aber mündlich zugänglich war, da sowohl das Wir-Signal wie die jetzige Darstellung von Lk stammen. Dies zeigt, daß »die Diskussion über den historischen Wert der Apg auf eine neue Basis gestellt« werden muß (199), da »die WPP als jene Teile der luk. Paulusdarstellung gelten dürfen, für

die ihr Verfasser die umfangreichsten und historisch verlässlichsten Traditionen ausgewertet hat, die ihm über den Heidenapostel zur Verfügung standen« (196).

Man liest diese mit großer Sachkenntnis, methodischer Schärfe und sprachlicher Klarheit geschriebene Dissertation mit viel Interesse und auch mit der Überzeugung, daß sie einen wesentlichen Beitrag auf einem schwierigen Gebiet der Actaforschung geleistet hat.

Linz

A. Fuchs

O. Knoch, »Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin«. Gestalt, Werk und Wirkung des Apostels Paulus, Ostfildern 1984 (Schwabenverlag), 108 Seiten, geb. DM 19,80

Es gelingt dem Verfasser ausgezeichnet, aus den echten Paulusbriefen, denen seiner »Schüler« und aus der Apg ein lebendiges Bild des Missionars und Theologen Paulus zu gestalten. Es ist deshalb ein Verdienst des Südwestfunks, daß er die Anregung dazu gab, die dort 1983/84 gehaltenen Vorträge auch schriftlich zugänglich zu machen. Der Autor beschreibt im 1. Teil Jugend und religiöse Berufung des einstigen Christenverfolgers und die gewaltigen Konsequenzen seiner Bekehrung für ihn selbst und für die Kirche. Im 2. Teil wird das Fortwirken des Apostels über seinen Tod hinaus im Kol, Eph und in den Past vorgestellt, wobei sich wieder das Talent des Verfassers zeigt, wichtige Züge plastisch hervortreten zu lassen. In historischer Hinsicht scheint Knoch mit einer Mission auf Kreta bzw. überhaupt einer nochmaligen Tätigkeit im Osten nach der ersten römischen Gefangenschaft zu rechnen (93f), sodaß u. U. auch die Past von ihm selbst stammen könnten (96). Abgesehen von dieser Beurteilung der Verfasserschaft der Past, bezüglich der die große Mehrheit der Bibliker heute anders denkt, eignet sich das Buch sehr gut als erste Bekanntmachung mit Paulus und kann als Geschenk gut empfohlen werden.

Linz

A. Fuchs

U. Schnelle, *Wandlungen im paulinischen Denken* (SBS, 137), Stuttgart 1989 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 108 Seiten, kart. DM 29,80

Schnelle greift mit dieser Studie ein Thema auf, das in den letzten 10 Jahren überraschend in den Vordergrund gerückt ist und heute natürlicherweise kontroversiell diskutiert wird, weil man ja in den vergangenen hundert Jahren im großen und ganzen eher von einer statischen paulinischen Theologie ausging als von einer sich entwickelnden. Der Verfasser nennt Ausnahmen bereits für das frühe 19. Jh. (L. Usteri) und weist darauf hin, daß schon W. Wrede die Rechtfertigungslehre nicht für das Zentrum des paulinischen Denkens hielt. Für die jüngste Zeit werden G. Strecker, H. H. Schade, H. Hübner, U. Wilckens, H. Räisänen und S. Schulz als Autoren angeführt, die dem gültigen Dogma widersprachen. Sch. selbst lehnt es ab, die gesamte paulinische Theologie aus dem Damaskusereignis abzuleiten, und legt anhand eines Querschnitts der Aussagen zu den drei Themen »Eschatologie«, »Gesetz« und »Israel« dar, daß erhebliche, zum Teil konträre Gegensätze festzustellen sind. Als Voraussetzung rekonstruiert er im voraus dazu die relative Chronologie der echten Briefe, um einen Raster für seinen Vergleich zu haben. Bezüglich der Eschatologie sieht Schnelle einen starken Gegensatz zwischen 1 Thess 4,13–18 und 1 Kor 15,51ff auf der einen und 2 Kor 5,1–10 auf der anderen Seite (Parusie vor bzw. nach dem Tod des Paulus). Die Rechtfertigungslehre des Gal hält Sch. für »eine neue Antwort auf eine neue Situation« (74) und »das paulinische Gesetzesverständnis ist« nach seiner Meinung »durch Wandlungen gekennzeichnet, die sich der jeweiligen missionarischen Situation verdanken« (76). Was die Beurteilung der Rolle Israels betrifft, hat sich der Standpunkt des Paulus ebenfalls »radikal verändert. 1 Thess 2,14–16 ist mit Röm 11,25f unvereinbar, so daß von einer Revision der paulinischen Haltung gesprochen werden muß« (85). Es ist hier nicht der Ort, auf eine Diskussion dieser Thesen näher einzugehen, aber eine Berücksichtigung des historischen Sitzes im Leben hat schon in vielen Bereichen ntl. Forschung bessere Ergebnisse gebracht. So kann man dem Verfasser nur zustimmen, daß »der historische Ort einzelner Theologumena im Denken des Paulus mehr als bisher berücksichtigt werden muß« (97). So kurz die Studie ist, so dynamisch ist sie auch. Man kann auf die weitere Diskussion gespannt sein.

P. von der Osten-Sacken, *Die Heiligkeit der Tora. Studien zum Gesetz bei Paulus* (Verlag Chr. Kaiser), München 1989, 179 Seiten, kart. DM 29,80

Schon lange beschäftigt sich der Verf. mit dem Gesetzesverständnis bei Paulus. Auch die vorliegenden Studien kreisen um dieses Thema. Er zeigt auf, daß die Tora bei Paulus in dreifacher Weise im Dienst des Evangeliums steht: »Sie ist Zeugin für die Gottesgerechtigkeit aus Glauben, Medium, das die Verfallenheit des Menschen an die Sünde erweist, und Gebieterin, die mit dem Liebesgebot die Forderung Gottes an den Menschen benennt« (169f).

Paulus spielt das Gesetz im Röm (9–59) niemals gegen das Evangelium aus. Nicht Gesetz und Evangelium, sondern die »Werke des Gesetzes«, d. h. die Möglichkeit, sich aus eigener Kraft das Heil zu beschaffen, und das Evangelium wie seine Annahme im Glauben stehen sich unversöhnlich gegenüber. Das Gesetz wird vom Gerechtfertigten in der Liebe zum Nächsten erfüllt, wenn er sich vom Geist leiten läßt. Nach Röm 10,4 ist Christus nicht das Ende des Gesetzes, sondern sein Ziel und seine Erfüllung.

Obwohl Paulus 1 Kor 10,1–13 (60–86) in fester Bindung an Christus formuliert, bleibt er durch die Art, wie er die Tora verwendet, sehr nahe am jüdischen Toraverständnis. Er deutet die Tora typologisch. Als Typus geht die Tora nicht im Antitypus unter, sondern geht ein in die Gestalt seiner Erfüllung.

Bei seiner Behandlung von 2 Kor 3 (87–115) fragt der Verf. auch nach dem Verhältnis von »Geist und Buchstaben« im antiken Judentum. Die verbreitete rabbinische Auffassung, der Geist werde erst wieder ein zukünftiges Phänomen sein, sei kein Widerspruch zur paulinischen Überzeugung von der Gegenwart des Geistes, da nach dem NT mit Christus die Endzeit begonnen hat.

In Gal 1–2 (116–160) stellt der Verf. eine Reduktion von Gegnern und Geschichte infolge paulinischer Polemik fest, der Paulus im objektiveren Röm entgegenwirkt. Deshalb gelte es, den Gal mit Hilfe des Röm zu interpretieren und nicht umgekehrt – wie gewöhnlich in der protestantischen Exegese.

In Diskussion mit dem jüdischen Theologen G. Scholem (161–170) zeigt der Verf., daß die Agape implizit Christus und die Tora als Kriterium der anarchischen Dimension des Evangeliums (»Alles ist mir erlaubt«) zur Geltung (169) gebracht hat.

Die positive Ortung des Gesetzes bei Paulus, der eine breite Auslegungstradition entgegensteht, überzeugt. Die Kontinuität von jüdischem zum paulinischen

Gesetzesverständnis ist deutlich, auch wenn der Apostel das Gesetz christologisch neu bestimmt.

Hennef/Sieg

H. Giesen

H. D. Betz, *Der Galaterbrief*, München 1988 (Verlag Chr. Kaiser), VI+596 Seiten, geb. DM 148,—

Dieser Kommentar zum Galaterbrief, der in den USA in der bekannten Reihe der *Hermeneia* bereits 1979 erschienen ist und dort relativ starke Beachtung gefunden hat, liegt nun durch die Übersetzung von Sibylle Ann auch für den deutschsprachigen Leser leicht zugänglich vor. In Amerika hat er nicht nur wegen seines großen Umfangs und der damit konkret verbundenen ausgiebigen antiken Gelehrsamkeit auf sich aufmerksam gemacht, sondern auch und vor allem deshalb, weil Betz mit einem neuen methodischen Gesichtspunkt an den Brief des Paulus herangeht und ihm auf diese Weise gerecht bzw. gerechter zu werden versucht. Es geht um den »formale(n) Aufbau und die Struktur des Galaterbriefes«, die »bis jetzt nahezu gänzlich unerforscht geblieben« sind (6). Nach Meinung des Verfassers ist dieses Schreiben des Paulus aber genau »gemäß den Konventionen der griechisch-römischen Rhetorik und der Kunst des Briefeschreibens abgefaßt« (6), und zwar in der Form eines »apologetischen Briefes«, die im 4. vorchristlichen Jh. entstand (55). »Der apologetische Brief . . . setzt die echte oder erdachte Situation eines Gerichtshofes mit Jury, Kläger, und Beklagtem voraus. Im Falle des Galaterbriefes sind die Adressaten identisch mit der Jury, wobei Paulus der Beklagte und seine Gegner die Kläger sind« (69). Der Eindruck des Verworrenen, des Sprunghaften oder Unlogischen, das man gegen die Paulusbriefe wiederholt vorbrachte (vgl. 55 und 382), ergebe sich demnach im Gal nur für den, der die Erfordernisse der antiken Rhetorik verkennt oder gar nicht mit ihnen rechnet. Konkret sieht Betz die Gliederung in folgender Weise: Präskript 1,1–5; Exordium 1,6–11; Narratio 1,12–2,14; Propositio 2,15–21; Probatio 3,1–4,31; Exhortatio 5,1–6,10; Conclusio 6,11–18. Für die Rekonstruktion des Schemas des apologetischen Briefs und der Funktion seiner Teile bezieht sich der Autor immer wieder auf die Rhetorik des Aristoteles, Ciceros *De inventione*, Quintilian und die *Rhetorica ad Herrenium*. Andererseits genügt die Gattung des apologetischen Briefs zur Selbstverteidigung des Paulus dem Verfasser als angemessene Beschreibung nicht, und er führt noch die Kategorien des

»magischen« und des »himmlischen« Briefs ein. Die erste wird durch den Fluch von Gal 1,8f und den Segen Gal 6,16 konstituiert, die zweite dadurch, daß »Paulus sich selbst als Apostel und Vertreter Jesu Christi und damit als Vertreter Gottes versteht« (71). Innerhalb des Schemas des apologetischen Briefs bringt die *narratio* die Darstellung des Rechtsfalls, die *propositio* »faßt den Rechtsgehalt der *narratio* zusammen und stellt einen Übergang zur *probatio* dar« (214). Großes Gewicht kommt der *conclusio* oder *peroratio* zu, die den Abschluß der Verteidigungsrede bildet. Denn »sie enthält das Interpretationsmittel zum Verständnis der Hauptanliegen des Paulus in seinem Brief als ganzem und sollte daher als hermeneutischer Schlüssel für die Herausarbeitung der Absichten des Apostels dienen« (532).

Die Frage ist, ob dieser Entwurf der Sache entspricht und was er gegebenenfalls leistet. Die Kritik hat seit dem Erscheinen der Originalausgabe festgehalten, daß die Exegeten nicht immer dort Zäsuren finden, wo Betz sie ansetzt, sodaß die vorgelegte Struktur sich erst bewähren muß. Man fand, daß die Paränese des Briefs dem apologetischen Korsett widerstreite, und man könnte hinzufügen, daß der »magische« und der »himmlische Brief« sich nicht unbedingt aufdrängen und die betreffenden Elemente auch ohne diese Kategorie verständlich seien. Zudem gebe es in der Antike keinen einzigen Brief, der dem von B. rekonstruierten Schema voll entspreche. — Sosehr es verständlich ist, daß der äußerst belesene und detailreiche Kommentar unverändert übersetzt wurde und inzwischen erschienene Literatur nicht eingearbeitet und Kritik nicht berücksichtigt wurde, so bedauerlich ist dies auch, weil sich gerade in der Auseinandersetzung mit Problemen und Fragen der Kritik die Tragfähigkeit des rhetorischen Entwurfes bewähren oder zumindest verdeutlichen hätte können. Mag das noch eine anstehende Aufgabe sein, bietet der Kommentar daneben doch soviel philologische, historische, literarische und theologische Information, daß kein Kommentar des Gal in Zukunft an diesem Werk vorbegehen wird können.

Linz

A. Fuchs

R. Hoppe, Epheserbrief. Kolosserbrief (SKK NT, 10), Stuttgart 1987 (Katholisches Bibelwerk), 168 Seiten, kart. DM 19,80

Der Verfasser schließt sich der Erkenntnis der neueren Exegese an, daß es sich bei beiden Briefen um nachpaulinische Schreiben handelt, die um das Jahr 70 (Kol) bzw. 90 (Eph) entstanden sind. Als Verfasser kommen Paulusschüler und als Ort

der Abfassung der kleinasiatische Raum in Betracht. Für Kol werden u. a. die beträchtliche Veränderung der Eschatologie und die inhaltliche Umformung paulinischer Begriffe als Indizien für den pseudepigraphischen Charakter des Briefes genannt. Der Eph benützt den Kol, wie begriffliche, strukturelle und theologische Parallelen offenkundig machen. Für den religionsgeschichtlichen Hintergrund verweist Hoppe auf die atl.-jüdische Apokalyptik, die hellenistisch-stoische Tradition, auffällige Berührungen mit dem Weltbild der Gnosis und mit theologischen Konzepten Philos von Alexandrien. Verweise auf diese Einflußsphären begegnen immer wieder und sind zusammen mit wichtigen Exkursen eine Hilfe für den Leser, den Sitz im Leben der Briefe und damit auch der beiden Verfasser und ihrer jeweiligen Gemeinde annähernd zu erfassen. Im allgemeinen kann man diesem Heft des SKK bescheinigen, daß es die Zielsetzung der Reihe erreicht, nämlich Resultate der wissenschaftlichen Forschung verständlich zu vermitteln und in der Mitte zwischen Forschung und geistlicher Schriftlesung eine Verbindung von beidem zu schaffen. So scheint der Kommentar auch als Orientierung für Religionslehrer gut geeignet.

Linz

A. Fuchs

O. Knoch, 1. und 2. Thessalonicherbrief (SKK NT, 12), Stuttgart 1987 (Katholisches Bibelwerk), 91 Seiten, kart. DM 13,80

In den letzten Jahren haben beide Thessalonicherbriefe das Interesse der Exegeten neu auf sich gezogen, weil sich gegenüber dem traditionellen Bild die Voraussetzungen für ihr Verständnis verändert haben. Bezüglich 1 Thess wird heute ja überlegt, ob er nicht, wie R. Pesch meint, eine Kombination von 2 Briefen darstellt, einem frühen aus Athen, kurz nach der Vertreibung aus Thessalonich verfaßt, und einem späteren aus Korinth. Und für 2 Thess sind die Exegeten überhaupt weithin der Auffassung, daß er von einem »Schüler« des Paulus geschrieben sein muß und nicht mehr Paulus zugerechnet werden kann. Zu groß sind die Unterschiede im Stil, in den gegenüber Paulus veränderten Begriffen, in der Christologie und im Ton des ganzen Briefes. Während 1 Thess freundlich und besorgt ist um die Gemeinde, ist 2 Thess in seiner Diktion offiziell, unpersönlich und autoritativ. Und im Hauptthema herrscht ein voller Gegensatz: Während die Wiederkunft Christi in 1 Thess nahe ist und erwartet wird, ist in 2 Thess damit gerade nicht zu rechnen und niemand soll sich davon erschrecken lassen. Knoch referiert zwar die von Pesch vorgelegte Teilungshypothese zu 1 Thess, kommentiert den Inhalt aber davon unabhängig.

Bezüglich 2 Thess steht er auf sehr konservativem Standpunkt und hält »die Einwände gegen die paulinische Verfasserschaft« für »nicht so durchschlagend, daß die herkömmliche Auffassung unhaltbar geworden ist« (68). Dementsprechend werden für die Exegese Parallelen aus den echten Paulusbriefen herangezogen; das entscheidend Abweichende und Neue wird dem Leser leider vorenthalten. Nach den Studien von W. Trilling und H. Conzelmann (NTD, 8) überrascht diese heute nicht mehr vertretbare Position. Andererseits gelingt es K. aber an vielen Stellen ausgezeichnet, das Anliegen des Textes und seiner Autoren verständlich und pastoral zu vermitteln. In dieser Hinsicht wird er sicher vielen Lesern eine gute Hilfe bieten.

Linz

A. Fuchs

M. Wolter, *Die Pastoralbriefe als Paulustradition* (FRLANT, 146), Göttingen 1988 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 322 Seiten, geb. DM 98,—

Die vorliegende Monographie stellt die für den Druck wenig veränderte Habilitationsschrift des Verfassers an der evangelischen Fakultät Mainz (O. Böcher, 1986) dar. In manchen Details bringt sie neue Einsichten für das Verständnis der Past, insgesamt bleibt die Gesamtthese des Autors hinsichtlich Anlaß der Abfassung und Charakteristik der Past aber etwas blaß. Jedenfalls sind einige Fragen offen und bedürfte der Entwurf einer größeren Verdeutlichung.

In der Einleitung (11–25) und am Schluß (267–270) skizziert der Verfasser seine Sicht des Problems. Nach seiner Meinung sind die Past »verfaßt auf dem Hintergrund einer akuten Identitäts- und Kontinuitätskrise einer sich als paulinisch verstehenden Gemeinde in nachpaulinischer Zeit« (15). Einerseits fühlt sich die Gemeinde dem paulinischen Erbe verpflichtet, andererseits hat aber ein starkes »Streben nach sozialer Integration und Konformität mit den Normen des gesellschaftlichen Umfeldes« (267) die Mitglieder der Gemeinde bereits weit davon weggeführt. Diese innere Krise wurde verschärft bzw. kam zum Ausbruch durch das Auftreten von »Irrlehren«, die eine Paulus-unabhängige und Paulus-fremde Identität empfahlen und statt der Tendenz zur (bürgerlichen) Anpassung eine scharfe Abhebung von der Umgebung durch ihre Praktiken forderten, was in der Öffentlichkeit gefährlich werden konnte. Weil Paulus für die Gemeinde nicht nur eine tatsächliche Norm, sondern »vielmehr ein unaufgebbarer Bestandteil ihrer christlichen Identität« (270) in einem soteriologischen Sinn ist (vgl. 59.61.91.268f), wird

sie auf seine Autorität eingeschworen; und um diese *Heilsnotwendigkeit* des Paulus für ihren Glauben in Erinnerung zu rufen, verfaßt der unbekannt Autor die Past. Der »von 1. Tim zu Tit und dann vor allem zu 2. Tim sich verstärkende(n) Tendenz zur Abwesenheit des pastoralen Paulus« (21) entnimmt Wolter die Auffassung, daß die einzelnen Briefe auch in dieser Reihenfolge zwischen 90–140 von einem der $\pi\sigma\tau\omicron\iota\ \alpha\upsilon\theta\eta\rho\omega\pi\omicron\iota$ von 2 Tim 2,2 im Gebiet der Paulusmission geschrieben wurden.

Von großer Bedeutung ist für Wolter als Ausgangspunkt seiner These 1 Tim 1,12–17, weil es sich hier um die »briefliche Selbstvorstellung des pastoralen Paulus« handelt und die Legitimation seines apostolischen Auftrags hier deutlich zutage tritt. In 1,12 verbindet der Verfasser überraschenderweise einen »pneumatisch-charismatischen Amts- und Botenbegriff« (36) mit einer anderen Tradition, die »die Zuverlässigkeit im Hinblick auf die Übernahme eines Auftrags bzw. Amtes und deren Durchführung und Ausübung« (41) zum Ausdruck bringt. Gott macht Paulus zu seinem Repräsentanten, aber nicht durch Geistbegabung, sondern durch Einsetzung in sein Amt (45).

Diese Autorität des »Paulus« wird durch den hellenistischen Prioritätstopos erhöht (V. 15f). Pauli Bekehrung vom Verfolger zum Apostel ist nicht bloß ein erbauliches Beispiel oder ein »soteriologisches Exempel« (61), vielmehr wird seine Autorität dadurch begründet, daß er als der erste der geretteten Sünder dargestellt wird (vgl. 53). »Durch sein prototypisches Geschick wird Paulus in einer Weise, die ... der Sicht der Bedeutung Abrahams im Frühjudentum vergleichbar ist, zum Garanten des Heils« (61).

Denn unter der Voraussetzung, »daß zeitliche Priorität Autorität begründet«, »spielt der traditionsübergreifende Prioritätstopos überall dort eine Rolle, wo es um die Legitimation von persongebundener Tradition geht« (114). Obwohl die prototypische Rolle des Paulus nicht bestritten werden soll, hat man nicht den Eindruck, daß es dem Verfasser gelungen ist, die behauptete *heilsnotwendige* Funktion des Apostels plausibel genug zu machen und in ihr den Anlaß und die Begründung für die Abfassung der Past zu sehen.

In diesem Zusammenhang ist auch der Begriff der $\pi\alpha\rho\alpha\theta\eta\kappa\eta$ (1 Tim 6,20; 2 Tim 1,12.14) von maßgeblicher Bedeutung, der zunächst Normativität bzw. »die Unversehrtheit des zu bewahrenden Depositums« (115) zum Ausdruck bringt und im Depositarecht »das treuhänderische Anvertrauen der Hinterlassenschaft durch den Erblasser ... an den ... Testamentvollstrecker« (121) bedeutet. Wolter legt dabei Wert auf die Tatsache, daß durch die Verwendung dieses Begriffs »die Individualität der Tradition als *Paulus*-Tradition« (128) unterstrichen und die Absicht des Verfassers erkennbar wird: Das Gesamtvermächtnis des »Paulus« wird zur Richt-

schnur, und in der Treue zu dieser παραθήκη bewahrt die Gemeinde ihre »paulinische« Identität. Wieder geht es um eine angebliche *soteriologische* Priorität des Apostels und darum, daß das »Heilsgeschick . . . aller Glaubenden . . . diesen nur (!) in der ausschließlichen Bindung an Paulus erhalten« (115) bleiben soll. Hier scheint der Bogen überspannt und gerade das nicht verifizierbar zu sein, was Wolter über die Norm des Apostolischen hinaus Paulus an Funktion zuteilt.

Unberührt von der schwer faßbaren und darstellbaren Grundthese Wolters bleibt, was er zur brieflichen und paränetischen Form der Past beobachtet. Hier sind die *mandata principis* oder die hellenistischen Königsbriefe sicherlich interessante Parallelen für die konkreten Adressaten von 1 Tim und Tit (»Briefe . . . und briefliche . . . Instruktionen von Herrschern und hohen Beamten an untergeordnete, jedoch ihrerseits wiederum weisungsbefugte Amtsträger«, 178). Auch für den so unpaulinischen Begriff des »Zurücklassens« von Mitarbeitern im Sinn einer Amtseinsetzung und Ernennung ist das beigebrachte Vergleichsmaterial aus der antiken Literatur aufschlußreich. Schließlich gelingt es Wolter ausgezeichnet, die in 2 Tim 1,6 erwähnte Handauflegung als Sukzessionsritus in Analogie zur Mosenachfolge Josuas (Num 27,18.23; Dtn 34,9) verständlich zu machen oder die testamentarischen Züge von 2 Tim herauszustellen.

Ohne daß das reiche Material der Habilitationsschrift hier weiter zur Sprache kommen kann, gewinnt man den Eindruck, daß diese Arbeit zu den wichtigen Beiträgen für die Exegese der Past gehört, daß es aber besser gewesen wäre, die sonst soliden Beobachtungen nicht mit dem ideologischen Überbau der »heilsgeschichtlichen *Notwendigkeit*« des Paulus zu belasten.

Linz

A. Fuchs

J. Roloff, Der erste Brief an Timotheus (EKK, 15), Zürich - Neukirchen 1988 (Benziger/Neukirchener Verlag), 395 Seiten, kart. DM 85,—

In der ntl. Exegese ist es schon lange zur Selbstverständlichkeit geworden, die Past als einheitliches corpus zu betrachten, gleichgültig ob sich jemand zum traditionellen oder zum »fortschrittlichen« Flügel rechnet. Auf diesem Hintergrund erstaunt es, daß sich das Redaktionskomitee des EKK entschlossen hat, die Kommentierung der Briefe nicht einem einzigen Autor zu übertragen, sondern auf zwei Schultern zu verteilen. Sicherlich sind die Past immer noch ein Gebiet, zu dem die

Meinungen konfessionell auseinandergehen, sodaß die Gegenüberstellung einer evangelischen Stimme und einer katholischen (A. Weiser soll 2 Tim und Tit für den EKK behandeln) interessant ist und unterschiedliche Positionen deutlicher hervortreten können. Das kann aber nicht verhindern, daß bei jedem einzelnen Brief die Gesamtsituation der Past ins Auge gefaßt werden muß und bei der Erklärung von 1 Tim auch eine Reihe von Erkenntnissen abfällt, die für die nicht besprochenen Briefe von großer Bedeutung sind, bzw. Fragen geklärt werden müssen, die für alle drei Briefe Geltung haben.

Roloff tritt entschieden für die nicht-paulinische Herkunft der Past ein und kann dafür eine Reihe alter und neuer Argumente anführen. Zu ihnen gehören u. a. Widersprüche, die zwischen den Adressaten und den an »sie« gerichteten Empfehlungen bestehen; die mangelnde Einordnungsmöglichkeit einer neuerlichen Ostmission des Paulus nach seiner (ersten) römischen Gefangenschaft; die von den echten Paulusbriefen deutlich abweichende Sprache; neuer Inhalt alter Worte und das Auftauchen »einer Reihe von Paulus fremden hellenistischen Begriffen« (31), die auch die lange vertretene Fragmenten- sowie die Sekretärshypothese als unhaltbar erweisen. Trotz Verwandtschaft mit Lk und Polykarp kommen aufgrund wichtiger Unterschiede beide nicht als Verfasser in Frage. Dieser ist vielmehr in einer »Paulusschule« in Ephesus zu suchen, wo das paulinische Erbe bewahrt und aktiviert wurde, um mit der Autorität des Apostels Probleme der Gegenwart zu lösen und zugleich seine bleibende Autorität zu unterstreichen. R. sieht als Hintergrund der Briefe eine entstehende gnostische Irrlehre, deren Träger aus den paulinischen Gemeinden selbst bzw. noch gefährlicher »direkt aus dem Kreis der Paulusschule hervorgegangen« sind (43). In der Herausarbeitung dieses Sitzes im Leben scheint dem Rezensenten der maßgebliche neue Beitrag des Verfassers zu liegen, wenn auch nicht übersehen werden soll, was an Information im Detail des ganzen Kommentars und besonders in den ausgezeichneten Exkursen steckt. Insgesamt hat Roloff eine Interpretation vorgelegt, die wissenschaftlich präzise fundiert ist und konfessionell beiden Seiten gute Dienste leisten wird. Aus diesen Gründen kann man den neuen Band bestens empfehlen.

C. P. März, Hebräerbrief (NEB, 16), Würzburg 1989 (Echter Verlag), 88 Seiten, kart. DM 24,—

Der Verfasser setzt die Entstehung des Briefs, der literarisch besser als seelsorglich bestimmte Mahnrede verstanden werden muß, zwischen 80–90 an. Er ist das Werk eines hochgebildeten Christen der 2. oder 3. Generation, der sowohl mit der LXX und der synagogalen Schriftauslegung wie mit hellenistischer Philosophie und Rhetorik ausgezeichnet vertraut ist. Dieser urchristliche Lehrer wendet sich an eine Gemeinde, die von den Ermüdungserscheinungen der nachapostolischen Zeit, nämlich Resignation, Hoffnungslosigkeit und Gottlosigkeit, in hohem Maß bedroht ist, und vermutet sie in Rom. Um den Folgen des »Ausbleibens der Parusie und der immer bedrängender empfundenen Unanschaulichkeit des Heiles« (6) entgegenzuwirken, betont der Verfasser des Hebr mit Hilfe seiner christologischen Unterweisung, daß das zukünftige Heil bereits in der Gegenwart seine Wurzeln hat. Die Auslegung ist knapp, aber als erste Orientierung ausreichend.

Linz

A. Fuchs

F. Delitzsch, Der Hebräerbrief. Mit einem Geleitwort von O. Michel, Gießen-Basel 1989 (Brunnen Verlag) (= Leipzig 1857), XLII+770 Seiten, geb. DM 78,—

Mit dem Nachdruck dieses zuerst 1857 erschienenen Kommentars von Delitzsch setzt die TVG (Brunnen Verlag Gießen; R. Brockhaus Wuppertal) das verdienstvolle Unternehmen fort, bekannte und zum Teil klassische exegetische Arbeiten, die seit Jahrzehnten vergriffen sind, wieder neu zugänglich zu machen (im NT z. B. den Lk-Kommentar von F. Godet und die Kommentare von Th. Zahn zu Mt, Joh und Apk). Es ist keine Frage, daß die Erklärung des im AT so stark verwurzelten Hebr durch einen Alttestamentler ihre Vorteile hat und daß die gründliche eigene Kenntnis der Klassiker, Philos und des Talmud dem Werk zugute kommen. Der Entstehungszeit und auch dem Interesse des Verfassers entsprechend ist die Auslegung stark sprachlich, textkritisch und archäologisch ausgerichtet, ohne dabei stehen zu bleiben. D. findet auffällige Berührungen des Hebr mit beiden Schriften des Lk hinsichtlich stilistischer Darstellung und theologischem Inhalt, was ihn zu dem Schluß veranlaßt, den er für »höchst wahrscheinlich« hält, »dass Lucas ihn [= Hebr] im Auftrage und nach Angaben des Ap. [= Paulus] verfasst hat« (707). Eine

bloße griechische Übersetzung eines ursprünglich von Paulus hebräisch verfaßten Originals lehnt D. ab, weil in dem Schreiben dann »die Höhepunkte des paulinischen Lehrtypus mehr hervortreten würden« (702). Ohne daß man diese konkrete Meinung vertreten muß, hat die umfangreiche Interpretation durch D. auch heute wegen ihrer philologischen Qualität und des ständigen Rückgriffs des Autors auf das AT ihre Bedeutung und kann sie in dieser Hinsicht auch heute gute Dienste leisten.

Linz

A. Fuchs

E. Ruckstuhl, Jakobusbrief. 1.–3. Johannesbrief (NEB, 17/19), Würzburg 1985 (Echter Verlag), 76 Seiten, kart. DM 19,80

Dieses Kommentarheft nimmt zu vier in der gegenwärtigen exegetischen Forschung immer noch (Jak) bzw. erneut umstrittenen ntl. Schriften Stellung. Jak stammt wegen seines ausgezeichneten Griechisch, der großen Kenntnis griechischen Schrifttums und der stoischen Ethik nicht vom Herrenbruder Jakobus. Auch das völlige Übergehen der Rolle, die dieser in der Apg spielt, und die nachpaulinische Auseinandersetzung über Glaube und Werke stärken diese Auffassung. So schreibt »Jakobus« zwischen 80–100 für eine Christengemeinde, die in der Gefahr der Erschlaffung steht, und benützt dazu die Autorität des Jakobus.

Auch die joh Schriften, Evangelium und Briefe, sind in dem Sinn pseudepigraphisch, daß eine joh Schule und nicht der Zebedäussohn Johannes für ihr Entstehen in Frage kommt. Dabei ist das Ev zwischen 80–90 verfaßt, 1 Joh durch die »Auseinandersetzung über die richtige Auslegung dieses Evangeliums veranlaßt, die in der Folge zu einer Spaltung der johanneischen Muttergemeinde führte. Er wird zwischen 90 und 100 verfaßt worden sein. 2 und 3 Joh setzen ihrerseits voraus, daß die aus der Muttergemeinde ausgezogenen »Fortschrittler« (2 Joh 9) versuchten, auch auswärts Anhänger ihrer Lehre zu werben. Diese beiden Briefe dürften deswegen um 100 entstanden sein« (41). Als Sitz der joh Gemeinde kommt das nördliche Ostjordanland in Frage, wie heute öfter angenommen wird. — Man kann gespannt sein, wie sich dieser heute fast »traditionelle« Standpunkt und der sehr konträre von G. Strecker (vgl. die folgende Rezension) miteinander in »Einklang« bringen lassen.

Linz

A. Fuchs

G. Strecker, *Die Johannesbriefe* (KEK, 14), Göttingen 1989 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 381 Seiten, geb. DM 98,—

Mit der Neubearbeitung der Johannesbriefe hat die exegetische und theologische Revision des KEK eines der kritischen Zentren heutiger ntl. Forschung erreicht. Niemandem ist ja verborgen geblieben, daß die Diskussion um die Existenz, Zusammensetzung und theologische Ausrichtung der sogenannten »joh. Schule« die Forschung der letzten Jahrzehnte nicht unwesentlich in Anspruch genommen hat. Und man kann es vorweg sagen, daß der Verfasser eine eigenständige Position in dieser heftig umstrittenen Materie vertritt. Obwohl ein Schüler Bultmanns aus der Marburger Zeit, hat er sich von der intensiven Quellenscheidung seines Meisters gründlich verabschiedet und sieht er eine angemessene Exegese der Johannesbriefe vor allem auf redaktionsgeschichtlicher Ebene, die den Sitz im Leben der einzelnen Schrift möglichst genau berücksichtigt. Strecker kommt in seiner Analyse zur Folgerung, daß der 2 und 3 Joh einen gemeinsamen Verfasser haben und auf den Presbyter Johannes der frühchristlichen Tradition zurückgehen. Dieser einflußreichen kirchlichen Persönlichkeit, die nicht mit dem Lieblingsjünger identisch ist, ist es auch zu verdanken, daß die beiden kürzesten Briefe des NT überhaupt in den Kanon aufgenommen wurden. 1 Joh hat dagegen einen anderen Verfasser, da »die Verschiedenheiten im Formalen und Inhaltlichen eine identische Verfasserschaft unwahrscheinlich machen« (26). Dieser Brief »weicht auch unter formgeschichtlicher Perspektive von den beiden kleineren Joh ab«. Auch »läßt sich im theologischen und kirchlich-disziplinarischen Bereich Eigenständigkeit erkennen, so daß es sich bei ihm um einen selbständigen Autor der johanneischen Schultradition handelt« (aaO.). Strecker sieht auch keine Indizien dafür, daß die Autoren der Johannesbriefe das 4. Evangelium gekannt und benützt hätten. Vielmehr ist es seiner Ansicht nach so, »daß am Anfang der johanneischen Überlieferung der Presbyter den 2 und 3 Joh abfaßte und die johanneische Schultradition sich danach in die hiervon unabhängigen Schriften 1 Joh und JohEv verzweigte, deren Entstehungszeit in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts anzusetzen ist« (28), während der Presbyter sein Originalschreiben um 100 verfaßte. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Position zu den anders orientierten Hypothesen von H. Thyen, R. A. Culpepper, R. E. Brown usw. in Konfrontation steht, und dieser Kommentar den Auseinandersetzungen um die Schriften der joh Schule neuen Auftrieb geben wird. Die für einen KEK-Band übliche philologische und religionsgeschichtliche Dokumentation und die eingehende Diskussion der Sekundärliteratur, die die Grenze der deutschsprachigen Exegese deutlich überschreitet, geben dem Band bedeutsames

theologisches Gewicht. Freilich ist das Buch keine leichte Lektüre; vielmehr verlangt der Autor dem Leser ab, daß er ihm bis ins Detail der Argumentation folgt, damit das eigenständige Profil der joh Schriften und die Begründung seiner pointierten Sicht erkennbar werden. Die joh Forschung hat durch diese Abhandlung ohne Zweifel einen starken Impuls zu neuer Beschäftigung und Forschung erhalten.

Linz

A. Fuchs

H. Giesen, Johannes-Apokalypse (SKK NT, 18), Stuttgart 1986 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 192 Seiten, kart. DM 19,80

Die letzte Schrift des ntl. Kanons, ein vielen Christen unbekanntes oder ebenso oft rätselhaftes Buch, stammt nach Meinung des Verfassers dieses Kommentars weder vom Apostel Johannes noch von dem gleichnamigen Presbyter, sondern ist das Werk eines judenchristlichen Wanderpropheten, der in der Spätzeit des Kaisers Domitian (zwischen 94 und 95) die verfolgte und bedrohte Kirche zu trösten und ihre Erfahrungen theologisch zu interpretieren sucht. Selbst verfolgt wie die Christen Kleinasiens, die besonders vom römischen Kaiserkult betroffen sind und unter denen es bereits Martyrer gibt, versucht er die Christen zur Glaubensstreue anzuhalten und die erfahrenen Bedrängnisse mit Hilfe apokalyptischer Bilder in den Plan Gottes einzuordnen. Trotz apokalyptischer Sprache ist sein Buch keine apokalyptische, sondern eine prophetische Schrift; der Verfasser versteckt sich nicht hinter einer atl. Gestalt wie bei echten Apokalypsen, und sein Wissen soll gerade nicht geheim bewahrt, sondern an die Gemeinde weitergegeben werden.

Der Kommentar versucht mit vielen Hinweisen auf das AT und apokryphe Parallelen sowie durch besondere Exkurse die heute fremd gewordene Sprache und Vorstellungswelt aufzuschließen und Fehlinterpretationen des wirkungsgeschichtlich sehr bedeutsamen Buches durch eine zeitgeschichtliche Erklärung vorzubeugen. Wer die Offb mit Hilfe dieses Kommentars durcharbeitet, dem wird für die praktische Bibelarbeit wie für die persönliche Lektüre ohne Zweifel ein guter Dienst geleistet.

Linz

A. Fuchs

- O. Böcher, *Die Johannesapokalypse* (EdF, 41), Darmstadt ³1988 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), XVII + 182 Seiten, kart., Mitgliederpreis DM 27,—; Buchhandel DM 34,—

Dieser Überblick über die Forschungsgeschichte zur Apokalypse erlebt innerhalb kurzer Zeit bereits die 3. Auflage, was auf seine Weise der Tatsache entspricht, die der Verfasser selber feststellt, daß nämlich »seit 1975 . . . wesentlich mehr wissenschaftliche Untersuchungen zur Apokalypse des Johannes erschienen als in fünf Jahrzehnten zuvor« (169). Das Buch blieb in der Anlage unverändert — einem forschungsgeschichtlichen Längsschnitt durch die letzten drei Jahrhunderte folgt ein exegetischer Querschnitt, der die Hauptprobleme der Schrift in den Kommentaren seit 1900 erfaßt. Ergänzt wird dieser Abriss durch einen Nachtrag 1988, der sich der Forschung seit 1975 widmet, und durch eine Bibliographie, die den gleichen Zeitraum umfaßt. Gerade für ein Forschungsgebiet, das so in Bewegung geraten ist, wie das der Apokalypse, kann diese kommentierte Bibliographie eine gute Orientierung und Hilfe bieten.

Linz

A. Fuchs

- H. Kroon Kleijs, *Der Sturz der Hure Babylon. Eine zeitgeschichtliche Auslegung der Johannesapokalypse*, Berlin 1988 (Alektor Verlag), 209 Seiten, kart. DM 19,80

»Diese Auslegung der Apokalypse geht zurück auf Predigten, die Kroon in den Jahren 1972–74 in seiner Amsterdamer Gemeinde hielt. Das gesprochene Wort wurde (von J.-H. Schoorel) auf Band aufgenommen . . . Aus dem überfließenden Material hat C. Crouwel eine solche Auswahl gemacht, daß — wie wir hoffen — ein zusammenhängender und lesbarer Text herauskommen konnte. Drei Paragraphen gehen zu einem großen Teil auf Predigten von Professor K. Deurloo zurück. Sie passen so gut in den Zusammenhang, daß der Bearbeiter dankbar davon Gebrauch machte« (11).

Dieser Abriss aus der Vorstellung (vgl. 10) der niederländischen Ausgabe vermittelt bereits einen ersten Eindruck von dem Buch, das auf höchst eigenwillige Art und ohne jeden Bezug auf wissenschaftliche Methoden sich an den Text der Apk heranmacht. Im Zeitalter von New Age wurde durch einen enthusiastischen Ver-

ehrer Kroons, A. Pangritz, eine Übertragung ins Deutsche möglich, obwohl auch von praktischer Seite her keinerlei Bedarf für solche Erläuterungen bestand. Die wenigen Zitate stammen überwiegend aus linksorientierter, kommunistischer Literatur, wie solches Denken manchmal auch den Text garniert oder unterwandert (»Herr Shell soll seine Profitforderungen mäßigen!«, 170). Man fühlt sich beim Lesen an Mt 24,24 erinnert.

Linz

A. Fuchs

J. Ernst, Lukas. Ein theologisches Portrait, Düsseldorf 1985 (Patmos Verlag), 184 Seiten, kart. DM 24,80

Der unter anderem durch seine zwei großen Kommentare zum Mk- und LkEv bekannte Paderborner Neutestamentler will mit diesem Bändchen einen Einblick in das Denken, Glauben und Verstehen des dritten Evangelisten bieten.

Da die Evangelien erst im 2. Jh. mit Überschriften versehen wurden, tappen wir zunächst, wenn wir nach dem Verfasser des LkEv fragen, im Dunkeln: Der altkirchliche Hinweis auf den Paulusmitarbeiter Lk (aufgrund von Phlm 24; Kol 4,14; 2 Tim 4,11) hält einer kritischen Prüfung nicht stand, so daß wir Hinweise über das Profil des Lk nur aus dem LkEv selbst und aus der ebenfalls von ihm verfaßten Apg erheben können.

Ernst gelingt es, ein plastisches Bild des Lk zu »malen«. Als ein *Mann der Kirche* will Lk »den überlieferten Glauben seiner Umwelt zugänglich machen« (24); als *Historiker* (1,1–4: »Bericht«) ist er bemüht, eine heilige Geschichte zu schreiben, angefangen von den prophetischen Verheißungen, die sich in Jesus Christus erfüllt haben, bis hin zur Vollendung am Ende der Tage; und schließlich erweist sich Lk als meisterhafter *Erzähler* (vgl. z. B. die Kindheits Erzählungen und vor allem die zahlreichen Gleichnisse, die Lk bewußt in »Illustrationsgeschichten« umformuliert). Ausführungen zu den zentralen redaktionellen Themen verdeutlichen das Profil des dritten Evangelisten. Zur Sprache kommt dabei u. a. seine Betonung der Stetsbereitschaft, sein (positives) Verhältnis zur politischen Macht und seine Hinwendung zu den sozial Schwachen (»Caritasmotiv«). Breiten Raum nehmen die Ausführungen zum Lk Menschenbild und zur »Mariologie« ein.

Einerseits ist sicherlich positiv zu vermerken, daß E. immer wieder *aus ausgewählten Texten* des LkEv und der Apg seine Ergebnisse *erhebt*, wenn andererseits

gerade darin auch ein Problem liegt: Die jeweiligen Perikopen werden dadurch zu stark mit der Brille der einzelnen Fragestellungen gelesen, so daß andere wichtige (*christologische* und *theologische*) Aussagen zu wenig deutlich hervortreten (so wird z. B. Lk 2,1–20[!] unter dem Thema »Maria« behandelt; im Kapitel »Mensch« werden die Gleichnisse aus Lk 15 erörtert). Vielleicht würde eine ausführlichere Auslegung so zentraler Perikopen wie Apg 2,1–11 und Lk 4,16–30 das Profil des Lk noch klarer sichtbar werden lassen. Ebenso könnte die Lk Freude am Wort Gottes mehr Beachtung finden.

Insgesamt ist es E. gelungen, eine *fundierte Einführung* ins liturgische Lesejahr C für all jene zu schreiben, die in der Verkündigung stehen (vgl. dazu auch das beigegebene Register). Inzwischen hat der Autor auch ein theologisches Portrait zu Mk (1987) und zu Mt (1989) vorgelegt. Ob in absehbarer Zeit auch ein ähnliches Buch zu Joh (und Paulus) erscheint?

Linz

F. Kogler

F. Kogler, Das Doppelgleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig in seiner traditionsgeschichtlichen Entwicklung. Zur Reich-Gottes-Vorstellung Jesu und ihren Aktualisierungen in der Urkirche (FzB 59), Würzburg 1988 (Echter Verlag), 292 Seiten, kart. DM 39,—

Diese von A. Fuchs (Linz) angeregte Dissertation unternimmt den Versuch, die Frage nach dem Abhängigkeitsverhältnis der synoptischen Evangelien anhand des Doppelgleichnisses vom Senfkorn und vom Sauerteig (Mk 4,30–32; Mt 13,31–32.33; Lk 13,18–19.20–21) einer Lösung näher zu bringen. Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick bietet der Vf. eine sehr genaue Analyse der Texte, wobei für ihn die Übereinstimmungen von Mt und Lk gegen Mk von besonderer Bedeutung sind. So haben beim Senfkornvergleich die Seitenreferenten gegenüber Mk das bessere Griechisch; Mk berichtet anders als die Seitenreferenten getreu die palästinischen Realien; während bei Mk der Kontrast dominiert, stehen bei den Seitenreferenten der Sävorgang und das Wachsen im Mittelpunkt. Vergleichbare Übereinstimmungen von Mt und Lk finden sich auch beim Gleichnis vom Sauerteig, wobei hier eine Markusparallele fehlt. Als Erklärung für diesen literarischen Befund bietet der Vf. ein neues Modell an. Er geht davon aus, daß Mt und Lk eine Überarbeitung des überlieferten Markusevangeliums vorlag (= Deuteromarkus), die auch das Gleichnis vom Sauerteig enthielt. Detailliert zeigt der Vf. die Tenden-

zen der Überarbeitung des überlieferten Markusevangeliums durch Dmk und die Aufnahme von Dmk durch Mt und Lk auf. Daraus ergibt sich folgender Überlieferungsprozeß: Die älteste Fassung des Senfkornvergleichnisses findet sich in Mk 4,30–32 und geht in seinem Grundbestand auf den historischen Jesus zurück. Die älteste Version des Vergleichnisses vom Sauerteig bietet Dmk, der Text ist identisch mit Lk 13,20f und geht wiederum in seinem Kern auf Jesus zurück. Dmk übernahm das Senfkornvergleichnis aus seiner Mk-Vorlage und verband es mit dem Sauerteiggleichnis, das er einer anderen Quelle entnahm. Den Seitenreferenten war das Doppelgleichnis nur aus Dmk bekannt, von wo sie es übernahmen. Für die Zweiquellentheorie ergeben sich für den Vf. folgende Konsequenzen: 1. Die Mk-Priorität ist unbestritten. 2. Die nur Mt und Lk gemeinsamen Texte lassen sich nicht einfach Q zuweisen, sondern es muß für zahlreiche Textkomplexe damit gerechnet werden, daß sie der Markustradition in Gestalt von Dmk entstammen. 3. Eine direkte literarische Abhängigkeit der Seitenreferenten vom überlieferten Markusevangelium erscheint unwahrscheinlich. Deshalb möchte der Vf. nicht mehr von der Zweiquellentheorie, sondern von einer „Dreistufentheorie“ (Mk → Dmk → Mt oder Lk) reden.

Diese sehr gewissenhafte Studie ist ein wichtiger Beitrag zur Absicherung der Deuteromarkus-Hypothese. Für die Existenz von Dmk sprechen vor allem die (minor) agreements, die über den gesamten parallelen Markusstoff der Seitenreferenten verteilt sind. Es muß gelingen, den Sitz im Leben von Dmk und die Prinzipien seiner Bearbeitung des überlieferten Markusevangeliums noch umfassender zu bestimmen. Nach Meinung des Vf. zeigt sich hier schon jetzt eine einheitliche Tendenz: „stärkere Betonung der Christologie und zugleich auch gezielte Beantwortung pastoraler Probleme (Ekklesiologie)“ (227).

Erlangen

U. Schnelle

K. Niederwimmer, Die Didache (Kommentar zu den Apostolischen Vätern, 1), Göttingen 1989 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 329 Seiten, geb. DM 94,—

Als erster Teil des »Kommentars zu den Apostolischen Vätern«, der von N. Brox, G. Kretschmar und K. Niederwimmer in 8 Bänden herausgegeben wird und als Ergänzung zum KEK geplant ist, ist die Bearbeitung der Didache erschienen.

Diese frühchristliche Schrift, die seit der Antike nicht bloß vergessen, sondern deren Text verloren war, ist durch die Auffindung einer griechischen Handschrift durch den Metropolitan Ph. Bryennios 1853 und ihre anschließende Publikation in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit geraten. Sie ist zwar ganz auf die Praxis des kirchlichen Lebens ausgerichtet, wirft aber wegen ihrer frühen Entstehungszeit (um 120) ein bezeichnendes Licht auf die Zustände in ihrem syrischen oder syrisch-palästinischen Entstehungsraum, der zeitlich und geographisch mit den Spätschriften des NT vielfache Beziehungen aufweist. Nach dem Urteil des Bearbeiters ist »die Didache . . . kein ›theologisches‹ Werk, sondern ein Reglement für die kirchliche Praxis, ein Handbuch für die kirchliche Moral, das kirchliche Ritual und die kirchliche Disziplin« (13), das vier verschiedenartige Stoffe konglomeratartig miteinander verbindet: Die Zwei-Wege-Lehre; Rubriken zu Taufe und Eucharistie; eine Kirchenordnung und einen eschatologischen Anhang. In der Einführung (7–80) erörtert der Verfasser Struktur und Gattung der Schrift, ihre Bezeugung und Benützung in der frühchristlichen Zeit, die Handschriftenüberlieferung, die jüdische Quelle des Zwei-Wege-Traktates aus dem 1. Jh. u. ä. Der eigentliche Kommentar hat neben der ausführlichen Auseinandersetzung mit der Literatur ein stark philologisches Schwergewicht. Gewünscht hätte man, daß der Übersetzung auch der griechische Text beigegeben wäre, auf den die Interpretation so intensiv Bezug nimmt (gilt auch für Strecker, Johannesbriefe, KEK, 14). Die ausführlichen Verzeichnisse und Register (273–329) ermöglichen einen raschen Zugriff auf Einzelfragen, wenn auch die – uns etwas spröde erscheinende – Eigenart der Schrift erst durch die genaue Erfassung ihres Sitzes im Leben hervortreten kann. Insgesamt ist mit diesem Band der Anfang für eine Reihe gemacht, die vor allem von religionsgeschichtlicher, philologischer und theologischer Seite her im Stande ist, ein Licht auf ntl. Schriften zu werfen. Bei allem Eigenwert der Ergänzungsreihe werden die Bibliker besonders für diesen Aspekt dankbar sein.

Linz

A. Fuchs

D. Hellholm (Hg), *Apocalypticism in the Mediterranean World and the Near East. Proceedings of the International Colloquium on Apocalypticism, Uppsala, August 12–17, 1979. 2nd edition enlarged by Supplementary Bibliography, Tübingen 1989 (Verlag J. C. B. Mohr), 910 Seiten, geb. DM 348,—*

Angeregt durch das Stockholmer Colloquium on Gnosticism 1973 beabsichtigten die Veranstalter eine Übersicht über die gegenwärtige Situation in der Forschung zur Apokalyptik (Standortbestimmung) zu geben, neue Gedanken und Methoden darzulegen und weitere Forschung anzuregen. Die Beiträge wurden eingeordnet in die großen Gruppen: die Vorstellungswelt der Apokalyptik (Apk), die Literaturgattung Apokalypse (Apkse), die Soziologie der Apk und der Sitz im Leben der Apksen; den Abschluß bildet unter dem Titel »Apk in der Diskussion« eine Zusammenfassung und Auswertung. Die zu den einzelnen 33 Beiträgen jeweils gebotenen Bibliographien wurden in der vorliegenden 2. Auflage durch eine 31 Seiten umfassende Bibliographie ergänzt. Damit ist eine vorzügliche Grundlage für weitere Arbeit an den Quellen, der Eruiierung der Vorgeschichte ebenso wie die Nachgeschichte geschaffen.

Aufgrund der vielfältigen literarisch greifbaren Manifestationen apokalyptischer (apk) Sachverhalte muß man sich (und kann sich) mit einer Rahmendefinition begnügen. Als wesentliche Kennzeichen lassen sich aufzeigen: »linearer, mehr oder weniger periodisierter Geschichtsverlauf, ›Endzeitprophetie‹ [der Ausdruck wird Friedrich Lücke in seiner Einleitung in die Apk Joh (1832) verdankt, bezeichnet also visionäre Geschichtsschau der Endzeit, überweltliche Botschaft über die Gesamtheit der Welt, bes. ihre Zukunft. Apk ist also eine spezielle Art offenbarter Weltanschauung], pessimistische Weltbetrachtung, Jenseitslehren, Polarisierung (duale oder dualistische Züge), Unheils- und Heilszeitvorstellungen, esoterisches Wissen um die Vorgänge in Korrespondenz zu Offenbarungen und Visionen besonderer Art, niedergelegt in schriftlichen Dokumenten; vorausgesetzt wird eine sozialreligiöse Unheilssituation, deren Bewältigung Wurzel der Apk ist« (776). Als Offenbarungsschriften sind sie Produkte einer Krisenstimmung und gehören einer Spätzeit an, formal erscheinen sie in einer Rahmenerzählung als Auditions- oder Visionsberichte, Himmelsreisen, Dialoge und Paränesen. Letzteres besonders dadurch, daß sie dem Leiden der Gläubigen unter den äußeren Verhältnissen einen Sinn geben und Trost spenden wollen. »Unter dem Deckmantel der Pseudonymität einer religiösen oder göttlichen Person legitimiert bzw. autorisiert« (aaO.), ist der Verfasser entweder persönlich oder mittelbar Offenbarungs- oder Visionsempfänger. Soweit zur Phänomenologie. Spezifisch charakterisiert wird die Apkse noch

durch den Bereich, aus dem sie stammt und in welchen religiösen Rahmen innerhalb der verschiedenen Länder sie fällt. Die jeweiligen Besonderheiten ergeben sich hier aus dem soziologischen Hinter- und Untergrund der Träger und Verfasser.

Aus pragmatischen Gründen wurde eine Begrenzung auf die antike Mittelmeerwelt und den vorislamischen Nahen Osten gewählt (der Islam wäre an sich als Fortbildung biblischer Tradition ebenso einzubeziehen gewesen wie die indisch-fernöstlichen Räume; die Betrachtung des Manichäismus fehlt.) Dabei stehen der Bedeutung und der beherrschenden Rolle in der Debatte entsprechend voran die Beiträge zur frühchristlichen und gnostischen Apk. Konsequenterweise folgen darauf solche über griechisch-römische und hellenistische Quellen, in einigem Abstand gefolgt von altägyptischen, iranischen und mesopotamischen: zeigen sie auch von ersteren oft recht abweichende Formen und Gegebenheiten, so bieten sie die Möglichkeit, ein volleres Bild von Apk zu gewinnen, auch wenn sie unter andere Kategorien – wie Orakel, Weltalterspekulationen, Unterwelts- und Chaosbeschreibungen oder Heilszeitverheißungen – eingeordnet werden können. Gerade dieser Umstand weist trotz formaler Ähnlichkeiten auf die Unterschiede zum jüdisch-christlichen Bereich, ob man nun an den Mythos vom Er in Platons »Staat« oder die »Katharmoi« des Empedokles und das Proömium des Parmenides denkt; denn die griechische Philosophie hat die Apk nicht als Bewältigung einer Krisenstimmung gesucht und dem Mythos den Logos vorgezogen. (Man übersehe dabei freilich nicht, was seit C. A. Lobeck (1829) die Wissenschaft vor und nach E. Rohde (1897) bis herauf zu E. R. Dodds in »The Greeks and the Irrational« (1966) über eben dieses zu erinnern weiß.) Ähnliches gilt von den Römern: Vergils Aeneis, die letztlich auf die etruskische Disziplin der Divination zurückgeht, bestimmt die römische Geschichtstheologie und dient der Legitimation der Herrschaft. (Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß H. Cancik in seinem Beitrag »Libri fatales [Sibyllini]« eine auch für den Altertumswissenschaftler äußerst beachtliche Materialiensammlung zur römischen Offenbarungsliteratur und Geschichtstheologie [565–574] bietet.) Die Sibyllinen haben zwar Ähnlichkeit mit den Prophetenbüchern des AT, sind aber Adaptation der biblischen Botschaft an die hellenistische Kultur. Auch in Mesopotamien und Ägypten knüpfen sich Heilszeiterwartungen an die Person des Königs als Repräsentanten der Kultur gegenüber dem Chaos.

Vor allem in der jüdisch-christlichen Apk kann man mit Hilfe der »neuen Methode« der soziologischen Untersuchungen der Frömmigkeit der Apksen und ihrer Leser deren Trägerschicht näher kommen. Hier wird ein Unterschied manifest zwischen der mit Rom kollaborierenden jüdischen Oberschicht, die Askese, Ausharren und Leiden vor Augen stellt, und einer unterdrückten Minderheit, die

Befreiung durch Wiederherstellung alter, vom Gesetz geforderter Zustände erhofft. In der Apk Joh tritt antirömischer Haß deutlich hervor, wozu soziale Spannungen in den Gemeinden Kleinasiens kommen. Hier sind wir bei der Krisen-, Unheils- und Problemsituation als Wurzel apk Schriften.

Haben sich schon vor Daniel im AT apk Elemente (Träume, Visionen, Prophezeiungen) finden lassen, so ist umstritten, von welcher spezifischen Traditionskette des AT die apk Literatur eigentlich abhängt. Für ein derartiges Spätprodukt wird man vielfältige Beeinflussung durch Prophetie, Visionsbericht, Weisheitstradition und deuteronomistische Gesetzeslehre annehmen müssen. Die Qumranfunde haben gezeigt, daß die älteste apk Schrift nicht mehr Daniel ist, sondern Teile des Henochbuches, womit man in das 4. Jh. v. Chr. hinaufkommt, ohne daß Qumran ein Hort der Apk wäre, sondern höchstens ein Überlieferungsort.

Zwar ist die Apk Joh ein Ausdruck der apk Unterströmung des Urchristentums, die ihrerseits ein Erbe der frühjüdischen Apk ist; Mk 13 erweist die Jesus-Bewegung als apk und ist eine Reaktion auf Christenverfolgungen und die Zerstörung Jerusalems i. J. 70 n. Chr., wie auch Paulus in gewissen Briefen sich einer »Endzeitsprache« bedient; aber was auf Paulus folgt, kann man nicht mehr als apk Bewegung bezeichnen, denn in ihr hat Apk nur eine dienende Funktion im Gemeindeaufbau.

Wenn auch die Gnosis von christlicher Tradition lebt, ist ihr apk Grundzug doch direktes Erbe der jüdischen Apk; esoterisches Wissen ist ihr Heilmittel und bestimmt die dualistische Weltansicht.

Zusammenfassend kann man sagen, daß es trotz gewisser Gemeinsamkeiten in Genus und Motivierung zwar keine »internationale apk Bewegung« vom Iran bis Rom gab, jedoch gewisse Kreise in innerem Traditionszusammenhang standen. In erster Linie steht hier der jüdisch-christliche voran, der die Zeit vom 3. Jh. v. bis ungefähr zum 3. Jh. n. Chr. umfaßt, mit seiner Ausbreitung in die westliche Mittelmeerwelt unter Anpassung an lokale apk Traditionen oder deren Aufnahme in sich (Ägypten und Rom). Jedenfalls gehört in die Vorgeschichte der jüdisch-christlichen Apk die starke Einwirkung der iranischen, die die Vorstellung von Weltgericht, Auferstehung und Erlöser eingebracht hat. Aus ägyptischer und mesopotamischer Apk sind schon teilweise in das israelitische Königtum Heilszeit- und Unheilszeit-orakel aufgenommen worden (Davidideologie).

W. Stenger, »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist . . .!« Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zur Besteuerung Palästinas in neutestamentlicher Zeit (BBB, 68), Frankfurt 1988 (Verlag Athenäum), 281 Seiten, geb. DM 78,—

Die Lektüre dieses Buches, das im Untertitel zu Recht von einer Sozialgeschichte Palästinas zur Zeit Jesu und des NT spricht, führt zu einem ähnlichen Eindruck wie die Lektüre der beiden Standardwerke von M. Hengel über die Zeloten und über Judentum und Hellenismus: Es ist ein einziger Schrei der Unterdrückung und der Qual, des Unrechts und der Gemeinheit von seiten der politischen Machthaber. Es wäre unmöglich, das weitläufige Material, das der Verfasser vorlegt und interpretiert, auch nur annähernd wiederzugeben. Stenger unternimmt im 2. Kapitel einen historischen Längsschnitt durch die Entwicklung der römischen Steuereintreibung in Palästina in der Zeit der Republik und während des Principates, nachdem eine inhaltliche Beschreibung der direkten und indirekten Steuern, der Zölle, Fronpflichten und Militärabgaben und ihre rechtliche Begründung vorausgegangen sind. In einem eigenen Kapitel werden dem Leser die materiellen und ideellen Konsequenzen vor Augen geführt, die immer wieder zu sozialem Banditentum und national-religiösem Widerstand geführt und schließlich die tragischen Aufstände gegen Rom ausgelöst bzw. mitverschuldet haben. Zuletzt wird in Erinnerung gebracht, daß die jüdische Bevölkerung zusätzlich durch eine Reihe religiöser Abgaben belastet wurde, wenn diese auch zur Aufrechterhaltung der eigenen Identität dienten.

Obwohl diese Studie zum zeitgeschichtlichen Hintergrund des NT den Text nur indirekt beleuchten kann, wird jeder Leser dem Verfasser dankbar sein, daß er ein eher für den Historiker und klassischen Philologen als für einen Biblikler überschaubares Feld von ermüdendem Material beackert und die Ergebnisse so anschaulich vorgelegt hat. Die Erforschung der Umwelt des NT hat eine wertvolle Bereicherung erfahren.

Linz

A. Fuchs

M. Lipinski, Konkordanz zu den Thomasakten (BBB, 67), Frankfurt (Verlag Athenäum) 1988, XIII+605 Seiten, geb. DM 128,—

Der Verfasser hat seiner umfangreichen Konkordanz die bisher zur Verfügung stehende Textausgabe von R. A. Lipsius - M. Bonnet, *Acta Apostolorum Apocrypha*, II/2, Leipzig 1903, Neudruck Darmstadt 1959, 99–288 zugrundegelegt, die aber gerade einem solchen Unternehmen mehrere Hindernisse entgegenstellt. So wurde zwar die Kapiteleinteilung des Grundtextes übernommen, innerhalb der Kapitel aber eine neue, meist kürzere Verseinteilung geschaffen, die sich soweit wie möglich an die Satzgliederung hält. Die Lesarten verschiedener Handschriften wurden durch Voraussetzen von Buchstaben (A–E) gekennzeichnet und in der Konkordanz mitberücksichtigt. Daß bei längeren Lemmata der Text nach dem Sinnzusammenhang angeführt wurde, vermehrt nicht bloß die Arbeit und ist besonders im Computerzeitalter nicht selbstverständlich, gegenüber jeder mechanischen Einteilung aber bei weitem vorzuziehen. Der Artikel, einige Pronomina, Konjunktionen u. ä. werden in einem eigenen Register angeführt, zum Teil noch näher aufgeschlüsselt. Ebenso ist ein alphabetisches Register und eine Häufigkeitstabelle beigegeben. Als Vorteil in doppelter Hinsicht erweist sich, daß im Anhang auch der gesamte Text der Thomasakten abgedruckt wurde. Einmal erlaubt diese Tatsache besonders bei knappen Passagen der Konkordanz das Nachschlagen eines größeren Kontextes, und zweitens wurde durch die neue, schon erwähnte Textunterteilung der ganze Stoff der Schrift für jeden Benützer leichter manipulierbar. Nicht zu Unrecht bemerkt deshalb der Einführungstext (II), daß damit auch einer neuen kritischen Textausgabe vorgearbeitet wurde. Insgesamt ist es erfreulich, daß diese Konkordanz, die das in den Bänden 2, 3, 4 und 7 der SNTU/B begonnene Werk fortsetzt, eine weitere, für Theologie und Religionsgeschichte bedeutende Schrift des frühen Christentums leichter zugänglich macht. Je brauchbarer sich die bisher erschienenen Arbeiten erweisen, desto mehr wartet man auf eine Fortsetzung.

Es hängt sicher mit der vom Verfasser im Vorwort erwähnten Ermüdung zusammen, zu der jede Erarbeitung einer Konkordanz aufgrund zahlreicher Wiederholungen führt, daß er den Plural Pronomina noch einmal zu Pronominas (XI) gesteigert hat.

G. Bardy, Menschen werden Christen. Das Drama der Bekehrung in den ersten Jahrhunderten, Freiburg-Basel-Wien 1988 (Verlag Herder), 368 Seiten, geb. DM 42,—

Gustave Bardy (1881–1955) gehört zu den bedeutendsten französischen Patristikern und Historikern des frühen Christentums. Professor in Besançon, Lille und Dijon, ist er in seinem eigentlichen Fach u. a. durch Editionen in der Reihe der Sources Chretiennes, Beiträge zur Kirchengeschichte von Fliche-Martin und zur französischen Augustinusausgabe bekannt. Die vorliegende Monographie, die zum ersten Mal 1949 in Paris in der Epoche des Aufbruchs der »nouvelle théologie« erschienen ist und nun von J. Blank übersetzt und herausgegeben wurde, streift in verschiedenen Bereichen auch die Welt und vor allem die Umwelt des NT. Bekehrung zum Christentum (Motive, Forderungen, Widerstand, Methoden) und Abfall vom Glauben, Festhalten am Bekenntnis und Laxismus im praktischen Leben als Christ sind ja Erfahrungen, die sich auch in den spätneutestamentlichen Schriften und Schichten deutlich genug abzeichnen. Obwohl B. auch auf spätere Jahrhunderte ausgreift, wird dem Leser doch die Fremdheit des Christentums in der antiken Welt und die Neuheit der Idee einer Bekehrung im christlichen Sinn mit all ihren Schwierigkeiten sehr anschaulich. In einer Welt, in der man sich jeder Philosophie und jedem Kult zuwenden konnte, solange nur der staatlichen Autorität Gehorsam und den Staatsgöttern formelle Anerkennung zuteil wurde, war die Exklusivität des Christentums ein Stein des Anstoßes, der Unverständnis oder Widerspruch hervorrief. Die reichlichen Zitate im Originaltext und in Übersetzung gestatten es dem Leser, die Welt des griechisch-römischen Heidentums, der philosophischen Strömungen, des Staatskults und der öffentlichen Meinung selbst gewissermaßen von innen kennenzulernen und die Bedeutung und die Folgen einer Konversion zum Christentum aus der Nähe zu erleben. Ohne Zweifel kann dieses Buch, das eine ausgezeichnete Sachkenntnis des Verfassers dokumentiert, nicht nur einer neuen Beschäftigung mit der Patristik wichtige Impulse geben, sondern auch ein lebhaftes Bild der Einwurzelung des neuen Glaubens in einer glaubensfremden und -feindlichen Welt vermitteln. Abgesehen vom Dienst an der Wissenschaft ist diese Monographie auch geeignet, die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche zu lenken und dem Glauben selbst neue Anstöße zu geben. In diesem doppelten Sinn kann es einer großen Leserschaft empfohlen werden.

G. Delling, Die Bewältigung der Diasporasituation durch das hellenistische Judentum, Göttingen 1987 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 96 Seiten, kart. DM 18,80

»Der Jude, der in der hellenistischen Diaspora als Jude zu leben bemüht war, stand, wie sich immer wieder zeigt, praktisch in dem Zugleich des Judeseins und des Eingefügtseins in eine in bezug auf eben dieses Judeseins ›fremde‹ Umwelt« (85). Die verschiedenen Strategien zur Bewältigung dieses Konfliktes, welche das hellenistische Diasporajudentum entwickelte, zeigt Delling in diesem schmalen Band anhand der Quellen auf. Dabei enthält sich der Autor weitgehend der theologischen oder soziologisch-psychologischen Kommentierung und Wertung der einschlägigen Verhaltensmuster. Vielmehr bietet er eine knapp formulierte, doch äußerst reichhaltige Materialsammlung, in der vor allem die jüdischen Schriftsteller zu Wort kommen; aber auch Inschriften, archeologische Funde und Äußerungen heidnischer Autoren sind ausgewertet.

Die Darstellung gliedert sich in folgende Kapitel: Die Diasporajudenschaft versuchte – bes. wo sie in größeren Verbänden zusammenlebte –, die ethnische *Absonderung* (Kapitel I.), die in der Tora grundgelegt ist, weiterzuführen. Zur *Begründung der Absonderung* (II.) wurde vor allem auf den von den Vätern übernommenen Glauben an die Aussonderung zum Bund mit Jahwe verwiesen: Die Identität als Gottesvolk sollte sich vor allem in der Nichtteilnahme an paganen Kulturen, im demonstrativen Halten des Sabbat und in der Beschneidungspraxis zeigen. Diese Identitätssicherung geschah weiters durch die *Bindung* (III.) an die Tora (LXX-Übersetzung!), an den Jerusalemer Tempelkult, und durch die emotionale Zuwendung zum »Land der Väter«, in dem man begraben werden wollte, um dort die Auferstehung zu erleben. Bezeichnend sind die Versuche, die eigenen *Formen des religiösen Lebens* (IV.) so weit als möglich beizubehalten (Feste, Sabbatgottesdienst, Mahlzeiten, Kleiderquasten und Gebetsriemen). Zur Erhaltung ihrer Eigenständigkeit wurden den Diasporagemeinden – lokal und zeitlich unterschiedlich – *Sonderrechte* (V.) gewährt, die sie von verschiedenen, mit paganen Kulturen verknüpften Bürgerpflichten ausnahmen.

Am anderen Ende der Skala von Reaktionen auf die eigene Diasporasituation stand die *Öffnung* (VI.) von Juden zur hellenistischen Umwelt: Diese zeigte sich u. a. in (griechischer) Namensgebung, Übernahme öffentlicher Ämter sowie in der Adaptierung des griechischen Bildungsideals der *Paideia* (vgl. Besuch von Gymnasium und Theater). In der geistigen Elite der hellenistischen Judenschaft entwickelte sich auch das starke Selbstbewußtsein einer religiös und kulturell positiven Funktion für die heidnische Umwelt: In diesem Sinn wurde etwa die erste Bileamweissagung (vgl. Num 23,9f) aktualisiert. Das beschriebene Oszillieren zwischen Öffnung und Bindung schlug sich naturgemäß vor allem in der *Schriftstellerei* (VII.) nieder, wie man aus Formenwahl und sprachlicher Gestaltung (vgl. die Übernahme hellenistischer politischer Begriffe in die jüdische Gottestitulatur) ersieht. Als seinen *Auftrag* (VIII.) für die Menschheit sah das Judentum einen »priesterlichen Gebetsdienst« (79) für alle Völker und die prophetische Verkündigung des Gotteswillens, welche sich häufig in proselytenwerbender Propagandapredigt konkretisierte. Insgesamt bestand die *ständige Erprobung* (IX.) der Diasporajuden in der Suche

nach einem gangbaren Weg, der einerseits die Erhaltung der eigenen religiösen und ethnischen Identität ermöglichte, ohne andererseits in eine völlige geistige und praktische Ghettoisierung zu führen.

Der Verfasser bietet dem Leser keinen neuen Forschungsbeitrag, sondern eine informative und äußerst kompetente Darstellung der Quellen zu den genannten Themenbereichen. Gerade angesichts dieses Charakters einer Materialsammlung ist es allerdings sehr zu bedauern, daß Dellings Arbeit nicht durch Stellen- und Stichwortregister erschlossen ist. Auch ein ausführliches Abkürzungs- und Quellenverzeichnis werden nicht wenige Benutzer schmerzlich vermissen.

Linz

Chr. Niemand

B. Ego, *Im Himmel wie auf Erden. Studien zum Verhältnis von himmlischer und irdischer Welt im rabbinischen Judentum* (WUNT, 2/34), Tübingen 1989 (Verlag J. C. B. Mohr), 220 Seiten, kart. DM 58,—

Diese für den Druck etwas überarbeitete Tübinger Dissertation (evang. Fakultät, Prof. H. P. Rüger) geht der Frage näher nach, in welchem Verhältnis himmlische und irdische Welt, im besonderen himmlischer und irdischer Tempel, himmlisches und irdisches Jerusalem und himmlischer und irdischer Gottesdienst zueinander stehen und welche theologischen Aussagen die rabbinische Theologie mit solchen Bildern treffen will. Die in der Forschung verbreitete Auffassung vom durchgehenden Vorrang des himmlischen Urbildes vor dem irdischen Abbild in dem Sinn »alles was auf Erden ist, hat sein Ur- und Vorbild im Himmel«, stellt sich als zu eng und unzutreffend heraus. Das rabbinische Judentum kennt auch eine lokale Entsprechung von irdischem und himmlischem Tempel — der himmlische befindet sich genau senkrecht über dem irdischen —, eine Gemeinschaft von himmlischem und irdischem Kult sowie auch einen Ersatz des irdischen durch den himmlischen nach der Zerstörung des Tempels. Schließlich wird auch die Priorität des irdischen Tempels bzw. Kults behauptet, um die Trauer Gottes über die Zerstörung des Tempels und das Schicksal des Volkes zum Ausdruck zu bringen, ein Theologumenon, das gegen die heidnische und christliche Polemik von der Tempelzerstörung als Strafe für die Sünden des Volkes aufgestellt wurde. Die Verfasserin analysiert alle einschlägigen Texte aus den beiden Talmuden, den Midraschim und der Hekhalot-

Literatur. Beigegeben sind umfangreiche Register, die diese hauptsächlich für die Judaistik interessante Studie auch lexikalisch erschließen.

Linz

A. Fuchs

P. Dschulnigg, *Rabbinische Gleichnisse und das Neue Testament. Die Gleichnisse der PesK im Vergleich mit den Gleichnissen Jesu und dem Neuen Testament* (Judaica et Christiana, 12), Bern - Frankfurt - New York - Paris 1988 (Verlag P. Lang), XVII+654 Seiten, kart. sfr 79,50

Der Autor, der seine Dissertation der Frage der redaktionellen Bearbeitung der Tradition durch den Evangelisten Mk gewidmet hat (Sprache, Redaktion und Intention des Markus-Evangeliums [SBB 11], Stuttgart 1984; vgl. SNTU 10 [1985] 207–211), legt mit dieser Gleichnisanalyse seine Habilitationsschrift (Theol. Fakultät Luzern 1988) vor. Grundlage und Voraussetzung für die intensive Vergleichung der Gleichnisse Jesu mit denen der Rabbinen in formaler und inhaltlicher Hinsicht ist die Zugänglichmachung dieser Texte in deutscher Übersetzung, die in jüngster Vergangenheit und ebenfalls an der Theol. Fak. Luzern erfolgte, an der der Autor tätig war (vgl. C. Thoma - S. Lauer, *Die Gleichnisse der Rabbinen. Erster Teil: Pesiqṭā de Rav Kahanā (PesK). Einleitung, Übersetzung, Parallelen, Kommentar, Texte* [JeC, 10], Bern 1986). D. zieht alle 132 Gleichnisse des erwähnten Sabbat- und Feiertaglektionars heran, um in zahllosen eingehenden Vergleichen Parallelen und Unterschiede herauszustellen. »Von grösstem Gewicht ist« für den Autor »die Feststellung, dass fast keine Analogien zu den Gleichnissen Jesu ausserhalb der rabbinischen Literatur in palästinisch-jüdischen Schriften vorliegen« (16), wodurch auch bereits teilweise erklärt ist, daß die späte Schrift, deren Grundbestand erst im 5. Jh. entstand, überhaupt sachlich zu einem Vergleich herangezogen werden kann. Da »die Gleichnisse aus PesK ... vom 1. Jh. bis zum Anfang des 5. Jh. n. Chr. (reichen)« (25), ist eine noch stärkere Berechtigung für einen Vergleich gegeben, der durch die bekannte Zähigkeit jüdischer Traditionsprozesse noch verstärkt wird. Unter diesen Voraussetzungen (I) werden im zweiten Teil alle rabbinischen Gleichnisse mit möglichen ntl. Parallelen verglichen und im dritten, abschließenden Teil die Ergebnisse vor allem in formaler Hinsicht zusammengestellt. Als von grossem Vorteil für den Benutzer stellt sich das Schriftstellenregister heraus, das – für Gleichnisstudien oder darüber hinaus – in umgekehrtem

Verfahren möglich macht, zu ntl. Texten einschlägige rabbinische Stellen aufzufinden. Gerade in Anbetracht des immensen Details, das in der umfangreichen Arbeit verpackt ist, ist dieser Schlüssel eine wertvolle Hilfe für jeden Leser. Zu bedauern ist nur, daß die rabbinischen Texte nicht im Buch selbst abgedruckt werden konnten, da sie einerseits zum Vergleich unabdingbar sind, andererseits aber nicht für jeden zur Hand sein werden. Für die wissenschaftliche Gleichnisforschung stellt das Buch jedoch eine Materialanalyse dar, die für lange Zeit ihre Wirkung haben wird.

Linz

A. Fuchs

Faszinierende Welt der Bibel. Von Menschen und Schicksalen, Schauplätzen und Ereignissen. Deutsche Ausgabe übersetzt und hg. von I. Meyer [Englische Originalausgabe: *Great Events of Bible Times. New perspectives on the people, places, and history of the Biblical world*, hg. von B. M. Metzger - C. L. Collord - D. Goldstein - J. Ferguson, London 1987], Freiburg 1988 (Verlag Herder), 200 Seiten, geb. DM 49,80

Diese volkstümlichen Erläuterungen zur Bibel haben ihren Schwerpunkt sicherlich im atl. Teil. Sie verbinden die notwendigsten Einleitungsfragen mit einer Reihe inhaltlicher Erklärungen, die wesentliche Stücke des AT wie des NT wiedergeben wollen. Regelmäßig wird der Text dabei durch Fotos, Skizzen, Landkarten etc. für den Leser leichter verständlich zu machen versucht. Ohne Zweifel gelingt es den Autoren, viele historische Einsichten zu vermitteln und die zeitgeschichtlichen Hintergründe anschaulich zu machen. In dieser Erklärung der biblischen Realien ist überhaupt die hauptsächliche Leistung des Bandes zu sehen, während die Darstellung der theologischen Aussagen demgegenüber zu kurz kommt. Im ntl. Teil werden zum Teil problematische und exegetisch ungeklärte Fragestellungen ins Spiel gebracht, die für einen biblischen »Laien« erst recht zur Verunsicherung führen müssen. So wird z. B. im Kapitel »Zum Prozeß Jesu« (160) etwa gefragt: »Waren Jesus und Barabbas etwa gemeinsam an einem Aufstandsversuch beteiligt, wobei Jesus den Tempel einnehmen und Barabbas die Zitadelle stürmen sollte? Sind sie vielleicht nach dem Scheitern beide gemeinsam verhaftet worden?« Wenn diese Meinung anschließend auch von den Autoren selbst als »äußerst unwahrscheinlich« bezeichnet wird, so wird damit doch mehr der wilden Phantasie als der nüchternen Sicht der Angaben der Evangelisten nachgegeben, was die Verlässlichkeit des Buches

in Frage stellt. Wer in dem gut illustrierten Band aber vor allem Realinformation zur Bibel sucht, wird in dieser Hinsicht ein sehr aufschlußreiches und interessant geschriebenes Bibelhandbuch vorfinden.

Linz

A. Fuchs

V. Fritz, Kleines Lexikon der Biblischen Archäologie (Bibel - Kirche - Gemeinde, 26), Konstanz 1987 (Christliches Verlagsanstalt), 200 Seiten, kart. DM 24,50

Mit bisher 27 Publikationen wendet sich die Reihe »Bibel - Kirche - Gemeinde« in erster Linie an interessierte und/oder in der kirchlichen Arbeit engagierte Nichttheologen. Die Lexika, Sach- und Arbeitsbücher wollen das zum Verständnis biblischer Texte nötige bibelwissenschaftliche Hintergrundwissen sowie Inhalte verwandter theologischer Disziplinen in einer Weise darstellen, welche dem Leser die wesentlichen Forschungsergebnisse in leicht faßbarer Form vermittelt und für die Praxis aufbereitet. Dabei bilden die Auseinandersetzung mit Fragen des christlichen Glaubens und der Bezug zur konkreten Gemeinde den jeweils größeren Rahmen.

Mit dem »Kleinen Lexikon der Biblischen Archäologie« steht nun eine Zusammenschau der wichtigsten Erträge dieser Forschungsrichtung in Israel und Jordanien zur Verfügung, wobei die ansprechende äußere Aufmachung den Zugang zu einer für viele fremden Materie erleichtert.

Die mit sieben Seiten recht knapp bemessene Einführung dient einer ersten grundsätzlichen Orientierung hinsichtlich Begriffsklärung, Aufgabe Biblischer Archäologie und Aufriß der archäologischen Epochen Palästinas (Ein Verweis auf das durchaus nicht unproblematische Verhältnis von Bibel und Archäologie wäre hier aufschlußreich gewesen!). Eine Übersichtskarte der behandelten Orte und Fundstellen leitet zum Hauptteil des Lexikons über, der in kurzen, alphabetisch geordneten und mit weiterführenden Literaturangaben versehenen Artikeln einen Querschnitt durch das weite Feld biblischer Realien (Orte, Objekte, Völker, Stämme) bietet. Zahlreiche Zeichnungen und die 16 Seiten umfassenden Farbbilder veranschaulichen einzelne Stichworte. Übersichtstabellen zu den ägyptischen Dynastien, der Chronologie der Könige Israels und Judas und hebräischen und griechischen Maßen und Gewichten ergänzen die Information, während ein abschließendes Glossar dem Benützer das Zurechtfinden in der archäologisch-kunstgeschichtlichen und sonstigen wissenschaftlichen Terminologie ermöglicht.

Alles in allem ein sorgfältig gestaltetes, empfehlenswertes Büchlein, welches den Zielsetzungen der genannten Reihe entspricht.

Linz

B. Baldauf

A. R. Millard, Schätze aus biblischer Zeit, Gießen-Basel 1986 (Brunnen Verlag), 189 Seiten, geb. DM 39,—

Archäologische Ausgrabungen und Forschungen aus der Welt des AT und NT faszinieren die Menschen nicht erst in unserer Zeit. Aber zahllose Reisen an die Stätten der vergangenen Geschichte, Information durch Fotos, Fernsehreportagen, Bildbände und Forschungsberichte bringen zweifellos heute die Welt vergangener Jahrtausende vielen näher als früher. Es ist aber ein besonderer Glücksfall, wenn ein Autor von Beruf Orientalist und Archäologe wie Millard ist und zugleich die Gabe besitzt, auch sprachlich spannend einen Überblick über die sowohl geographisch wie chronologisch weit verstreuten Forschungsgebiete zu geben. Inhaltlich spannt sich der Bogen von Ägypten über Israel nach Mesopotamien bzw. von dem 4000 Jahre alten Ur in Chaldäa bis zu den neuesten Funden und Ausgrabungen in Qumran und Massada. Wichtig ist, daß es dabei nicht museal zugeht, sondern überall der biblische Bezug der Forschung herausgestellt wird. Es ist dem Brunnenverlag zu danken, daß er das englische Original in so guter Wiedergabe auch den deutschsprachigen Lesern zugänglich gemacht hat.

PS: Auf zwei Seiten (z. B. 124) sind beim Druck Zeilen weggefallen.

Linz

A. Fuchs

Eingesandte Bücher:

- J. B. Bauer (Hg), Entwürfe der Theologie, Graz 1986, Verlag Styria, 351 Seiten, geb. DM 39,80
- W. Harnisch, Die Gleichniserzählungen Jesu. Eine hermeneutische Einführung (UTB, 1342), Göttingen 1985 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 332 Seiten, kart. DM 24,80
- J. Kremer, Die Bibel — ein Buch für alle. Berechtigung und Grenzen ›einfacher‹ Schriftlesung, Stuttgart 1986 (Verlag Katholisches Bibelwerk), 85 Seiten, kart. DM 11,80
- J. M. Nützel, Da gingen ihnen die Augen auf. Wege zu österlichem Glauben, Freiburg-Basel-Wien 1986 (Verlag Herder), 79 Seiten, kart. DM 9,80
- M. Senftleben, Mit dem Kirchenjahr leben. Eine Handreichung für unsere Gottesdienste. Einführung — Themen — Texte — Lieder, Konstanz 1986 (Sonnenweg Verlag), 142 Seiten, kart. DM 9,80

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie B (= Monographien) Band 5:

Albert Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern, Linz 1980. Überarbeitete und stark erweiterte Habilitationsschrift (Prof. Mußner, Univ. Regensburg)

Die Arbeit nimmt eine der in quellenkritischer und traditionsgeschichtlicher Hinsicht umstrittensten Perikopen neu in Angriff oder richtiger gesagt wird an Hand dieses komplizierten Überlieferungsstoffes das im System der Zweiquellentheorie bisher ungelöste Problem der Übereinstimmungen gegen Mk (H. Conzelmann: »ihre offene Flanke«, ThRu 37 [1972] 234) neu untersucht. Es stellt sich heraus, daß die Frage der agreements keineswegs mit dem Hinweis auf schwankende Handschriftenüberlieferung, den Einfluß mündlicher Tradition oder auch, was bisher mit der Sicherheit einer opinio communis vertreten bzw. wiederholt wurde, der Mk-unabhängigen Q-Überlieferung abgetan bzw. wirklich einsichtig gemacht werden kann. Statt dessen ergibt sich, daß der Mk-Stoff von einem vor Mt und Lk arbeitenden Redaktor sprachlich, stilistisch und inhaltlich umgestaltet und durch zusätzliches Material stark erweitert wurde. Von dieser Stufe gehen dann Mt und Lk aus, um ihren Interessen entsprechend jeweils neue Akzente zu setzen. Gemäß dieser These müßte die Zweiquellentheorie, deren Hauptergebnisse nicht bestritten werden, zu einer Dreistadien- oder Dreistufentheorie (Mk, Deuteromarkus, Mt bzw. Lk) umgeformt werden. — Die Herausforderung an die bisherige quellentheoretische Erklärung der Synoptiker ist offenkundig.